

1900-1901

1902-1903

1904-1905

1906-1907

1908-1909

MATERIALIENBAND.
Facetten feministischer Theoriebildung

Materialienband 22

Begehren
Denken

Beiträge von:
Vera Moser
Marlene Riedel
Sonja Buckel
Barbara Rendtorff
Barbara Köster
Christine Drössler

Herausgegeben von der
Frankfurter Frauenschule /
SFBF e.V.

ULRIKE HELMER VERLAG

MATERIALIENBAND.
Facetten feministischer Theoriebildung

Herausgegeben von der
Frankfurter Frauenschule / SFBF e.V.
Hohenstaufenstraße 8
D-60327 Frankfurt am Main
Fon: 069 / 74 56 74

Erscheinungsweise
MATERIALIENBAND.
Zweimal pro Jahr (Frühling / Herbst)
Preis des Einzelbandes:
18,00 DM / 18,00 SFr / 131,00 ÖS
Abonnement (Jeweils zwei Nummern):
36,00 DM / 36,00 SFR / 263,00 ÖS
inkl. Versand. Bestellvordruck im Anhang.

Bestellweg
ab Band 16: über Buchhandel oder Verlag
bis Band 15: über den Buchhandel oder
die Frankfurter Frauenschule

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Begehren Denken / hrsg. von der Frankfurter
Frauenschule/SFBF e.V. – Königstein/Taunus :
Helmer, 1999
Materialienband. Frankfurter Frauenschule ;
SFBF e.V. ; 22)
ISBN 3-89741-029-X
NE: Frankfurter Frauenschule : Materialienband

Copyright © 1999 Ulrike Helmer Verlag,
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © der Einzelbeiträge bei den Autorinnen
Gesamtherstellung: Niederland Verlagsservice,
Königstein/Ts.
Printed in Germany

Homepage: <http://www.ulrike-helmer-verlag.de>

Inhalt

Vorwort	7
Vera Moser Post-Feminismus? Die Frauenbewegung aus der Sicht ihrer Töchter	9
Marlene Riedel Trag mir mein Handtäschchen, Kleines!	25
Sonja Buckel »Gibt es eine neue feministische Generation?«	45
Barbara Rendtorff (K)ein Manifest. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung	67
Barbara Köster Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens	83
Christine Drößler Fleischeslust Intelligenz – Dynamik – Körperlichkeit	101
Über die Autorinnen	117

Vorwort

Begehren und Denken – ist das nicht ein Gegensatz, schließt sich das nicht geradezu aus? Daß wir diese Gegenüberstellung als gegensätzlich empfinden, hat natürlich mit der Trennung von Kopf und Bauch, Geist und Körper in unserer Kultur zu tun. Daß diese Trennung als Markierung von weiblich und männlich fungiert, ist zwar im Prinzip bekannt, wird aber meist nur nach der Seite des Denkens, des Intellekts, der Leistung und Leistungsfähigkeit von Frauen hin betrachtet. Was wäre aber von der These zu halten, daß erst das Begehren das Denken befreien kann, ja daß es kein Denken ohne Begehren gibt?

Die in diesem Band versammelten Texte sind wie immer im Rahmen von Veranstaltungen in der Frankfurter Frauenschule entstanden und vorgetragen worden. Sie entstammen drei unterschiedlichen Zusammenhängen, die mit der oben angedeuteten Thematik beschäftigt waren. Die ersten drei Vorträge wurde in der Sommerwoche 1999 zum Thema »Generationenverhältnis in der Frauenbewegung« gehalten, der Text von Barbara Rendtorff stammt aus der Tagung »Bildung / Subjekt / Geschlecht / Gesellschaft – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung« (einer Kooperation mit der Universität Frankfurt) und die letzten beiden Vorträge gehörten zur Tagung »Begehren / D(d)enken« im Herbst 1999, der dieser Materialienband auch seinen Titel verdankt.

Die traditionellen Sommer-Vorträge in der Frauenschule beschäftigten sich 1999 mit der »Beobachtung, daß es einen latenten Generationenkonflikt in der sogenannten Frauenszene zu geben scheint«. Eingeladen waren hier nur Frauen, die selbst nicht zur Generation derer gehören, die ihrerzeit auf der Straße waren (und heute noch davon schwärmen), sondern auf die Frauenbewegung bereits zurückblicken wie auf (eine) Geschichte. Dazu gehörten auch die im folgenden abgedruckten Vorträge von Vera Moser, Lene Riedel und Sonja Buckel.

Wir wünschen unseren LeserInnen eine anregende Lektüre!

Als Herausgeberinnen
für die Frankfurter Frauenschule

Barbara Köster und Barbara Rendtorff

Vera Moser

Post-Feminismus?

Die Frauenbewegung aus der Sicht ihrer Töchter

Die folgenden Überlegungen möchte ich zunächst aus autobiographischer Perspektive entfalten, um diese dann mit theoretischen Überlegungen zum Verhältnis »die Frauenbewegung und ihr Subjekt« zu konfrontieren.

Meine subjektiven Erfahrungen sind bezogen auf die Position einer Generation nach der Hochphase der Zweiten Frauenbewegung, nicht aber auf die einer Tochter einer hier engagierten Feministin; ich wurde als Kind einer Mittelschichtsfamilie während der 68er am Rande einer bundesdeutschen Metropole gerade eingeschult. Dieser Zugang erweist sich selbstverständlich als partikular, er nimmt auch nicht für sich in Anspruch, die Frage nach dem Generationenverhältnis an dieser Stelle zu klären – dennoch: Welche Erfahrungen lassen sich von hier aus rekonstruieren?

Sowenig sich die Zweite Frauenbewegung einheitlich konturieren läßt – auch wenn Rita Süßmuth als gemeinsamen Nenner »die Veränderung der sozialen Lage der Frau durch die Frauen selbst, das heißt unter Ausschluß von Männern«¹ nennt –, so divers sind

1 Rita Süßmuth: Die neue Frauenbewegung. Wie sie begann, was sie erreichte, welche Aufgaben bleiben, in: Zeitschrift zur politischen Bildung 3/1994, S. 76

auch meine persönlichen Erfahrungen. Ich bin, wie wohl alle, zunächst aufgewachsen mit dem ›Erbe‹ meiner Mutter. Dazu gehörte das ganze Feld von Försters Pucki bis zu Simone de Beauvoirs ›Das andere Geschlecht‹. Ich lernte bei Begrüßungen zu knicksen ebenso, wie daß Töchter meiner Mutter statt einer Mitgift ein Studium bezahlt bekämen, und erlebte, wie mein Vater aus Wut mit einem Topf auf die Spülmaschine einschlug, weil meine Mutter wieder in ihren Beruf zurückkehren wollte – und er befand sich, wie ich später überrascht herausfand – damit 1968 im Einklang mit dem geltenden Recht. Mit dem Älterwerden bestaute ich weitere Frauenentwürfe: Referendarinnen in der Schule, die geduzt werden wollten und uns in ihre WGs einluden, und Lehrerinnen, die zum Ausdruck brachten, daß Mathematik auch für Mädchen ein leicht zu bewältigendes Fach sei. Dann beschaffte ich mir eigene Lektüre: Von ›Brigitte‹ und ›Emma‹ über das ›Rosarote Mädchenbuch‹ bis zur deutschen Ausgabe von ›Our bodies, our selves‹. Was meine Freundinnen und ich aber per Zufall entdeckten, beispielsweise auf Anraten studierender Kusinen, befand sich jenseits organisierter politischer Strukturen. Mädchengruppen gab es zu dieser Zeit höchstens in konservativen Kirchenkreisen, uns zugängliche politische Gruppierungen, wie etwa die Schülerselbstverwaltung, hatten keinen feministischen Bezug.

Wenn ich mich heute frage, was meine Neugier an feministischen Fragen begründete, so kann ich eher diffus so antworten: Es war eine Verknüpfung von Teilhabe an etwas sich Bewegendem, hoffnungsvoll Aufbrechendem und der eigenen Erfahrung von Geschlechtsidentität, aber was ich eigentlich suchte, blieb genauso unklar wie unformuliert. Die Formulierung der Suche erschwerte sich nicht zuletzt aber auch dadurch, daß wir keine Strukturen vorfanden, mit denen wir uns auseinandersetzen konn-

ten. Der Zweiten Frauenbewegung war es diesbezüglich nicht gelungen, ein breiteres Spektrum an Institutionalisierungen zu entfalten, die Übergänge, Eintritte und Auseinandersetzungen erleichtert hätten. So ist gewissermaßen bis heute jede Generation erneut vor die Aufgabe gestellt, das Rad wieder neu zu erfinden. Das mag seine Vorteile bezüglich der Auseinandersetzungen untereinander, auch bezüglich der eigenen Kreativität haben, aber die Erfahrungen der anderen bleiben damit ungenutzt. Ulrike Prokop hat das Problem der Zerstörung der Mutter-Tochter-Beziehung – die ich hier vor allem symbolisch betrachte – am biographischen Beispiel der Familie Goethe nachgezeichnet. Hier wird das weibliche Generationen-Verhältnis zugunsten des Mannes geopfert, unter dem Paradigma der ›Illusion vom Großen Paar‹: »Für ihre Töchter sind diese Frauen [gemeint ist als Repräsentantin Catharina Elisabeth Goethe, V.M.], die der imaginären Erhöhung des eigenen Selbst (und der Rettung ihrer Größenphantasien) durch Idealisierung und Partizipation an der Männlichkeit nachjagen, wahre Rabenmütter. Die Töchter verlieren doppelt: Es wird ihnen der Beistand, der kulturelle Zusammenhang vorenthalten, den diese Mütter an sich selbst noch erfahren hatten, und die Verarmung weiblicher Solidarität verbindet sich mit dem Bewußtsein der Zweitrangigkeit gegenüber den Brüdern, den Männern.«¹ Auch wenn Prokop sich hier auf das Geschlechterverhältnis im 18. Jahrhundert bezieht, geht es ihr doch auch allgemein um Erscheinungen der Moderne, die Enttraditionalisierungen, so auch das Generationenverhältnis betreffend, zur Folge haben. Hat also die Frauenbewegung das Problem der Generationen überse-

1 Ulrike Prokop: Die Illusion vom Großen Paar. Band 1: Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750-1770, Frankfurt/M. 1991, S. 318

hen und den Bruch unter der Hand im klassischen Sinne wieder reinstalled? Auch vielleicht, weil der proklamierte Anspruch ›Das Private ist politisch‹ nicht in allen Facetten durchdrungen werden konnte und zugleich keine unmittelbaren politischen Konzeptionen nach sich zog, wenn aus den Geschichten der Einzelnen Verallgemeinerungen abgeleitet wurden, ohne zu klären, ob der Bezug auf Subjektivität »eine auf Politik ausdehnbare Praxis ist und ob sie alle Frauen einbeziehen kann«¹? Andererseits lag mit dem ›affidamento-Konzept der Mailänderinnen ja so etwas wie ein übergenerationales Beziehungskonstrukt vor, aber hier fehlte, und dies macht auch die Sache der Frauenbewegung so kompliziert, die zentrale Hereinnahme von inhärenter Abgrenzung und Differenz – ein für das Subjekt existentielles Moment. Ich plädiere also hier nicht für die Repräsentanz einer symbolischen Mutter.

Aber auch eine andere Linie stellte sich für mich als problematisch dar: Meine privaten Erfahrungen des Geschlechterverhältnisses hielt ich nach wie vor für privat und nicht für verallgemeiner- oder kontextualisierbar – die propagierte allgemeine Unterdrückung der Frau in dieser Totalität war mit meinen Erfahrungen nicht deckungsgleich. Schließlich war ich stolz auf meine frühe Erkenntnis, daß Mädchen zwei Strategien zur Durchsetzung von Interessen zur Verfügung stehen, nämlich wahlweise zu prügeln oder zu heulen – hingegen hatte ich beobachtet, daß mein älterer Bruder offenbar nur auf eine akzeptierte zurückgreifen konnte.

Zu meinen eigenen politischen Erfahrungen: Erst spät – Ende

1 Analisa Usai / Lidia Ravera, zitiert in: Marie-Theres Knäpper: Feminismus, Autonomie, Subjektivität. Tendenzen und Widersprüche in der Neuen Frauenbewegung, Bochum 1984, S. 111

der 80er Jahre –, als Studentin in Marburg, habe ich acht Jahre lang in einer Frauengruppe gearbeitet, die sich ursprünglich als Arbeitsgruppe von Philosophiestudentinnen begründet hatte, um sich eigene Theoriezugänge zu erarbeiten. Diese Gruppe – die sich zu meiner Zeit mit einem Kern von fünf bis sieben Frauen zwischen 25 und 45 – formierte, wiederholte ungewollt, so kann ich retrospektiv sagen, die Phasen der Frauenbewegung. Zunächst gingen wir ebenso unbewußt wie selbstverständlich von einer gemeinsamen Identität aus, von angenommenen gemeinsamen Fragen, die sich in einer Gruppendifinition von politischer und theoretischer Arbeit niederschlug. Wir wollten die Position der Frau in Geschichte und Gesellschaft ausloten und uns mit unseren Antworten am politischen Diskurs beteiligen. So hielten wir beispielsweise Vorträge zum Thema ›Bevölkerungspolitik‹, organisierten eine Arbeitsgruppe in einem feministischen gesundheitspolitischen Kongreß und setzten uns mit feministischer Wissenschaftstheorie auseinander. Dann aber nahm der Teil der privaten, individuellen Befindlichkeiten immer mehr zu und eine allgemeine Larmoyanz bestimmte mindestens drei Jahre lang die Gruppe. Die anfängliche Euphorie über das gemeinsame Erkenntnisprojekt und die gemeinsame Schlagkraft wich der Rekonstruktion der negativen Erfahrungen als individuelle Frau. Aber beide Phasen stifteten nach wie vor gemeinsame Identität, zunächst als Mächtige und dann als Ohnmächtige. Erst die letzte Phase, in der sich Aggression gegenüber der depressiven Position breit machte, brachte unsere immanenten Unterschiedlichkeiten und Konkurrenzen zum Vorschein; sie bedeutete aber zugleich auch das Ende der Gruppe. Das hatte zur Folge, daß die entstandenen Differenzen damit zur Aufgabe der einzelnen wurden und nicht mehr als Bestandteil der Gruppe erscheinen und bearbeitet werden konnten.

Sind wir damit nun zu postmodernen, zu post-feministischen Subjekten geworden?

Was überhaupt meint Post-Feminismus? Sollen damit neue politische Formen umschrieben sein, oder bezeichnet dieser Begriff den Tatbestand, daß ein feministischer Zugang inzwischen grundsätzlich seiner Grundlagen entbehrt? Oder gibt es gar einen ›Feminismus ohne Frauenbewegung¹? In der Debatte um Post-Feminismus und Back-lash sind unterschiedliche Phänomene zusammengefaßt, die zu je unterschiedlichen Konsequenzen führen. Ich skizziere zunächst die Problemlage mit einem Zitat von Sigrid Baringhorst, Mechthild M. Jansen und Martina Ritter: »In den letzten Jahren werden immer wieder an verschiedenen Orten, in Printmedien, TV-Shows und privaten Gesprächen dramatische Phantasien darüber geäußert, wie die Frauen und die Frauenbewegung langsam alle Positionen in der Gesellschaft übernehmen, die Finger nach der Macht ausstrecken und die Männer entmannen. Gleichzeitig häufen sich die Meldungen über die Krise der Frauenbewegung, die – so die Behauptung – die Frauen nicht mehr erreiche, sich verausgabt und totgelaufen und die Frauen an den Abgrund der Einsamkeit und Bitterkeit geführt habe. Diese beiden Phänomene, die zunächst gegensätzlich scheinen, sind eher zwei Seiten einer Medaille: Die Veränderungen im Geschlechterverhältnis sind mittlerweile doch so massiv, daß sie nicht mehr verschwiegen werden können. Die Reaktionen auf die veränderte Situation sind verschieden und schwanken zwischen den beiden oben beschriebenen Extremen.«²

- 1 Susanne Weingarten / Marianne Wellershoff: Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung, Köln 1999, S. 12
- 2 Mechthild M. Jansen/ Sigrid Baringhorst/ Martina Ritter (Hg.): Frauen in der Defensive? Zur backlash-Debatte in Deutschland, Einleitung, Münster 1995, S. 1

Diese Diagnose läßt unterschiedliche Schlüsse zu: Hat sich damit eine politische Notwendigkeit von Feminismus historisch erledigt? Waren dennoch die gewählten politischen Formen unzureichend oder gar falsch und werden deshalb nicht fortgeführt? War die Bewegung zu schwach und wird nun von der nächsten Generation belächelt? War die Bewegung zu partikular oder gar zu generalistisch angelegt? Waren die politischen und theoretischen Analysen falsch? Oder schlagen, wie es bei Susan Faludi heißt, nun auch die Männer zurück?¹

In der Summierung wird die Zweite Frauenbewegung als »eine der wichtigsten politischen Bewegungen der 70er Jahre« eingeschätzt. »Es ist ihr zu verdanken, daß die fortbestehende Benachteiligung und Diskriminierung der Frauen – der Hälfte der Bevölkerung – überhaupt ins öffentliche Bewußtsein geriet und daß das Interesse und die Sensibilität breiter Kreise für die Frauenproblematik in allen Bereichen der Gesellschaft geweckt wurde.«² Ein Blick auf einen diesbezüglichen gesellschaftlichen Institutionalisierungsprozeß fällt dagegen differenzierter aus: Weniger stark institutionalisierte Organisationsformen sind weitgehend zurückgegangen, hierzu gehören etwa außerparlamentarische politische Gruppen, aber auch Projekte der Selbstorganisation wie Frauenzentren und Frauenbetriebe. Durchgesetzt dagegen haben sich Projekte im Bereich der Sozialarbeit (Frauenhäuser, Selbstverteidigungsvereine), im Bereich parlamentarischer Politik sowie Formen institutionalisierter Frauenpolitik (Frauen-/Gleichstellungsbeauf-

- 1 Susan Faludi: Die Männer schlagen zurück, Reinbek 1993
- 2 Lottemi Doormann: Die neue Frauenbewegung. Zur Entwicklung 1968 bis Anfang der 80er Jahre, in: Florence Hervé (Hrsg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln 1987 (3. Aufl.), S. 272

tragte, Frauenreferate)¹. Diese sind allerdings nahezu deckungsgleich mit den drei klassischen Feldern der Ersten Frauenbewegung: das der Beteiligung der Frauen im öffentlichen Sektor durch Sozialarbeit, das Recht auf politische Partizipation und gleichberechtigte Bildungschancen.

So scheinen sich vor allen Dingen diejenigen Projekte durchgesetzt zu haben, die die emphatische Gleichheit der Frauen im Sinne universalistischer Positionen nicht zur besonderen Konstituierung des jeweiligen Feldes benötigten oder diese in den moderneren Formen gerade dadurch aufheben, daß sie partikuläre Ziele verfolgen wie beispielsweise durch spezifische Zielgruppenorientiertheit der Sozialarbeit oder in eher formalistischer Orientierung in der Arbeit von Frauenbeauftragten und Politikerinnen. Das heißt, daß pragmatische, konkret am umsetzbaren Handlungsziel orientierte Projekte auf Dauer durchsetzungsfähiger waren gegenüber einer allgemeinpolitischen Bewegung, die zur Klärung des gemeinsamen Anliegens aller Frauen beitragen wollte. Bereits 1979 wurden auf der 4. Sommeruniversität in Berlin Befürchtungen darüber laut, daß sich die Frauenbewegung zu einer ›Projektbewegung‹ entwickeln könnte: »Es fanden sich auch keine tragfähigen Perspektiven für die künftige Marschrichtung der Frauenbewegung und auch nicht für eine Diskussion darüber, wer eigentlich die Frauenbewegung ist.«² Doch eine Analyse von etwa 100 Frauen-

- 1 Rita Süssmuth stellt als Hauptertrag der Zweiten Frauenbewegung eine anhaltende Gleichberechtigungs- und Gleichstellungspolitik, eine Frauenförderungspolitik in der allgemeinen und beruflichen Bildung sowie eine politische Partizipationspolitik fest, vgl. a.a.O. S. 78
- 2 Gisela Gassen: Wohin geht die Frauenbewegung? Einleitung, Frankfurt/M. 1981, S. 10

projekten in Berlin Ende der 70er Jahre stimmte Gisela Gassen zuversichtlich: Im Gegensatz zu ihren Anfängen sei die Frauenbewegung »genauer, präziser geworden. Kleine Grüppchen sind auseinandergefallen, ›Quatschgruppen‹ und Selbsterfahrungsgruppen haben sich überholt, statt dessen haben sich Projekte und Gruppen spezielle Probleme vorgenommen wie ›Frauenhäuser‹, ›Frauen im Knast‹, ›Frauen gegen Erwerbslosigkeit‹ usw.«¹

Ist also das Problem ein sogenannter ›falscher Universalismus‹?

Ein Blick in die Themen der Zweiten Frauenbewegung, ich ziehe hierfür das Emma-Buch 1981 heran, eröffnet beispielsweise das folgende Spektrum: Sexualpolitik, Sexualphantasien, Pädophilie, Klitoris-Beschneidung, PorNo-Kampagne, Mode, Diät, Männerhaß, Mutterhaß, Frauenliebe, Mit Antjes SPD ins Frauenglück, Pascha des Monats und die Stern-Klage.² Wo war hier der gemeinsame Nenner auszumachen? Welche Frauen haben hier für welche Position gesprochen und was war ihre Ausgangsfrage? Das heute so heftig irritierte Subjekt des Feminismus, wie konnte es damals existieren? Marie-Theres Knäpper hält es gerade für das zentrale Defizit der Frauenbewegung, kein politisches Subjekt entfaltet zu haben: »Die Ablehnung von Verallgemeinerungen und Theorie überhaupt verhinderte sowohl Erkenntnis als auch Solidarität, mußte die als Individualität mißverständene Subjektivität doch gegen Anfeindungen und Infragestellungen abgegrenzt werden, mußte das Streben nach Harmonie Differenzierungen verhindern.«³

Insofern hat nicht erst die theoretische Aufklärung über die im-

- 1 Ebda., S. 12
- 2 Alice Schwarzer (Hrsg.): Das Emma-Buch, München 1981
- 3 Marie-Theres Knäpper, a.a.O. S. 118

manentem eurozentristischen, mittelstandsbezogenen Erkenntnis- und Politikpositionen Licht ins Dunkel gebracht und von hier aus auf erkenntniskritische Weise das gemeinsame Subjekt in Frage gestellt. Vielmehr war wohl das Gemeinsame nicht die theoretische Klärung der Frage, sondern der Impuls zur Gemeinsamkeit, der Impuls zur Veränderung das einheitsstiftende Moment, gespeist auch von der Überzeugung positiver weiblicher Werte¹; wobei – ein bedeutender Mangel für die Theorieentwicklung – unklar blieb, ob sich die Veränderung auf die Positionierung der Frau oder auf das Geschlechterverhältnis insgesamt bezieht. Es muß auch der Impuls des Verrates, der Impuls der Rache gewesen sein – als Beleg möchte ich Ergebnisse einer Fragebogenaktion zum Thema Frauenbewegung der Zeitschrift Emma aus dem Jahr 1979 anführen: »Wer sind sie eigentlich, diese Emma-Leserinnen? Sind sie eine radikale Minderheit oder eher die ›Frau von nebenan‹? Sind sie Frauen aus der Bewegung oder einfach Frauen *in* Bewegung? Und – ist ihr Leben überhaupt mit dem anderer Frauen vergleichbar? Ja! Das ist die erste Antwort, die diese Untersuchung mit aller Bestimmtheit gibt. Und: sie zeigt, daß die Unterscheidungen zwischen Feministinnen und der gern zitierten ›Frau von nebenan‹, zwischen Frauen in und außerhalb der Frauenbewegung gar nicht so einfach ist. Die Grenzen sind fließend. Äußerlich sind die meisten Emma-Leserinnen ganz normale, will heißen: der Norm entsprechende Frauen. Innerlich aber denken sie nicht selten wie Barrikadenstrückerinnen.

1 »In der Ablehnung der bis dahin als allgemein geltenden ›männlichen‹ Werte und der offensiv positiven Einschätzung und Propagierung ›weiblicher‹ Werte lag eine wesentliche Antriebskraft der Frauenbewegung.« Marie-Theres Knäpper, a.a.O., S. 101

Ihre Revolte ist manchmal offen, häufig aber auch versteckt. So wie bei der 42jährigen Mannheimerin, Frau eines Akademikers und Mutter eines Kindes, die uns schrieb: »Für mich war es direkt ein Streß, den Fragebogen auszufüllen. Ich mußte es heimlich tun.«¹ (Ich selbst erinnere mich übrigens auch noch an meinen Patenonkel, der mir zu ungefähr dieser Zeit berichtete, daß er für seine Frau die ›Emma‹ kaufen wollte und die Verkäuferin ihm als Mann den Kauf verweigerte.)

Diese für mich heute nur noch schwer in Erinnerung zu rufenden Verhältnisse eines auch öffentlich ausgetragenen Kampfes um gesellschaftliche Positionierungen von Mann und Frau werden nur am Rande als Erfolge der Frauenbewegung verbucht; vielmehr werden sie in den Kontext allgemeiner Modernisierungsprozesse gestellt, die eine Flexibilisierung der Geschlechterrollen schlicht notwendig machten; zu selbstverständlich erscheint heute das Recht für Frauen auf ein eigenes Zimmer, auf eigene Literatur, auf eigene Berufstätigkeit und finanzielle Selbständigkeit. Eine Notwendigkeit zur ›heimlichen Macht‹ der Frau (die übrigens auch schon Jean-Jacques Rousseau fürchtete) scheint nicht mehr zu bestehen. Die Kehrseite der Medaille ist allerdings die zunehmende Privatisierung des Politischen: Interessanterweise hat sich der Kampf offenbar wieder dahin verlagert, wo er gar nicht mehr vermutet wird, nämlich ins Private, in den Haushalt²: »Heute gilt das Politische als privat. Jede Frau erlebt die Schwierigkeiten in ihrem Leben *für sich* – und erlebt sie darum als individuellen Kampf,

1 Ebd., S. 266

2 Vgl. z.B. die Untersuchung von Claudia Koppetsch und Günter Burkart: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999

eventuell als individuelles Versagen und Scheitern. Hunderttausend Leserinnen des Karriere-Ratgebers ›Machiavelli für Frauen‹ bilden eben kein machtvolles Kartell in der Geschäftswelt, sondern bleiben hunderttausend Einzelkämpferinnen mit knirschenden Backenzähnen und hoher Frust-Akzeptanz.«¹

Dennoch, das Einsickern von gesellschaftlichen Veränderungen im öffentlichen Raum, ohne daß gewissermaßen eine Autorin sichtbar wird, spricht wiederum auch für die Kraft der Bewegung, für den Impuls. Jedoch: Dieser Impuls war, so meine ich, Macht und Ohnmacht zugleich, Innovation und Regression, Hoffnung und Enttäuschung, Differenz und Einheit, Theorie und Politik. Mit diesen Ambivalenzen aber haben wir es heute zu tun, weil sie in Theorie und Praxis unübersehbar geworden sind. Wir sind wohl gezwungen, sie theoretisch zu klären, zum Beispiel, wenn wir sehen, daß die Installation von Frauenbeauftragten die Diskriminierung der Frau immer als Folie für politische Intervention nehmen muß und sie damit ungewollt fortschreibt. Dieser gleichen Problematik unterliegen auch die pädagogischen Programme zum Thema ›Mädchen stärken‹. Oder die Ambivalenz, die in der Hoffnung auf vertragliche Durchsetzung von Gleichheit liegt, denn bekanntermaßen liegen Differenzierungen oftmals jenseits einer kodifizierbaren Ebene – um nur drei Beispiele zu nennen.

Ist nun Ambivalenz oder auch Differenz das neue feministische Projekt, das meine Generation verfolgt? Und ist damit der Bezug auf Frau und die Frauenbewegung unwiderruflich verloren gegangen? Hat die Delegation an die wissenschaftstheoretische Klärung des Dilemmas Politik verunmöglicht und damit auch den notwendi-

1 Susanne Weingarten / Marianne Wellershoff, a.a.O. S. 19

gen Impuls absorbiert? Oder ist lediglich die Unmöglichkeit benannt, eine gemeinsame Frage für alles zu formulieren?

Ich möchte diesen letzten Gedanken weiter ausführen. Der Eindruck bleibt, daß die Frauenbewegung von einer vermeintlichen gemeinsamen Frage ausging. Auch die unterschiedlichen Antwortformen (von Frauenzentren und Frauenhäusern zu Verlagsgründungen, Selbsthilfegruppen, parteipolitischen Initiativen, feministischer Wissenschaft bis hin zum sog. ›Staatsfeminismus‹) schienen diese vermeintlich einheitliche Fragestellung in der Anfangsphase nicht zu irritieren. Die wachsende Einsicht aber in die Unmöglichkeit dieser Einheit zwingt nicht nur dazu, kleinere Fragen zu formulieren – was bedeutet, vermeintlich große zu parzellieren und zu präzisieren –, sondern diese auch zu rekonstruieren, also nach den Fragen und Antworten der Frauenbewegung zu forschen. Darin, so meine ich, liegt auch die zentrale Vermittlungsaufgabe – nicht nur, aber auch – zwischen den Generationen.

Die erkannte Nicht-Formulierbarkeit der Setzung ›Wir Frauen‹ scheint mir also der zentrale Anknüpfungspunkt für die Suche nach den ›kleinen Fragen‹. Mit dieser Neugier wäre vielleicht auch der Impuls zurückzugewinnen, der die Frauenbewegung vormals gespeist hat. Es wäre eine neue Suche und keine neue Antwort.

Zum Verhältnis von großer Theorie und den kleinen Fragen schreibt Cornelia Klinger bezüglich der Zurückweisung einer einheitsstiftenden Funktion philosophischer Episteme: »Von diesem Punkt aus, vom unbedingten Abschied vom Essentialismus, ergeben sich auch die veränderten Bedingungen, unter denen der in einem gewissen Umfang aufrecht erhaltene Universalitätsanspruch des philosophischen Denkens künftig steht: an die Stelle eines dogmatischen Universalismus tritt ein Universalisierungsgebot und -angebot als re-

gulgatives Prinzip. Damit reduziert sich ›grand theory‹ zu ›large theory‹. Die Differenz zwischen beiden liegt darin, daß ›large theory‹ der empirischen Überprüfung unterliegt, der Korrektur und der Komplettierung durch ›small narratives‹ bedarf.«¹ Klinger meint damit die notwendige Differenzierung der angenommenen Universalisierung ›die Frauen‹ bei gleichzeitiger Bezugnahme auf diese – ohne aber universalistische Antworten zu erzwingen; ›Frau‹ an sich ist damit eben keine universale Kategorie, als Bezugspunkt einer ›Grand theory‹, sondern lediglich eine angenommene Standpunktorientierung, von der aus die kleinen Erzählungen zu größeren zusammengedacht werden können. Dies impliziert aber zugleich eine größtmögliche Offenheit für Verknüpfungen und Identifizierungen für die Fragen: Was wird mit Geschlecht assoziiert, kontextualisiert, strukturiert? Cornelia Klinger paraphrasierend bedeutet dies: »Notwendig bleibt Frau als Denkform, unmöglich geworden ist sie als System.«² Und damit möchte ich diesen Beitrag in die Reihe der ›small narratives‹ einordnen.

Literatur

- Doormann, Lottemi: Die neuen Frauenbewegung. Zur Entwicklung von 1968 bis Anfang der 80er Jahre, in: Florence Hervé (Hrsg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, 3. Aufl., Köln 1987
- Faludi, Susan: Die Männer schlagen zurück, Reinbek 1993
- Gassen, Gisela: Wohin geht die Frauenbewegung? Frankfurt a.M. 1981
- Jansen, Mechthild M. / Baringhorst, Sigrid / Ritter, Martina (Hrsg.): Frauen in der Defensive? Zur backlash-Debatte in Deutschland, Einleitung, Münster 1995

1 Cornelia Klinger: Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. Einige abstrakte und spekulative Überlegungen, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne, Frankfurt a.M. / New York 1998, S. 255

2 Ebda.

- Klinger, Cornelia: Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. Einige abstrakte und spekulative Überlegungen, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne, Frankfurt a.M. / New York 1998
- Knäpper, Marie-Theres: Feminismus, Autonomie, Subjektivität. Tendenzen und Widersprüche in der Neuen Frauenbewegung, Bochum 1984
- Koppetsch, Claudia / Burkart, Günter: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999
- Prokop, Ulrike: Die Illusion vom Großen Paar. Band 1: Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750-1770, Frankfurt a.M. 1991
- Schwarzer, Alice (Hrsg.): Das Emma-Buch, München 1981
- Süssmuth, Rita: Die neue Frauenbewegung. Wie sie begann, was sie erreichte, welche Aufgaben bleiben, in: Zeitschrift zur politischen Bildung 3/1994
- Weingarten, Susanne / Wellershoff, Marianne: Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung, Köln 1999

Marlene Riedel

Trag mir mein Handtäschchen, Kleines!

Oder: Plädoyer für eine vorurteilsfreie Kommunikation der Generationen untereinander

Vorbemerkung

Ich habe den Vortrag auf dem Kongreß der Frauenschule frei gehalten – als Grundlage habe ich nur einige Notizen und Thesen verwendet. Das Folgende sollte also die Rekonstruktion des Vortrags werden – leider ist mir im Prozeß des Schreibens stellenweise die Macht über den Text entglitten, so daß er sich in Form und Stil vom Vortrag unterscheidet. Da aber die Thesen wie auch die Begründungen die gleichen geblieben sind, habe ich mich entschlossen, einen ›verfremdeten‹ Vortragstext zum Druck einzureichen – vielleicht macht die Lektüre ja auch einigen Frauen, die den Vortrag gehört haben, Spaß. Zudem bietet der Text auch für diese Frauen zusätzliche Informationen, weil ich einige Aspekte aufnehme, die ich – aus Zeitgründen, um die Diskussion nicht zu stark einzugrenzen – nicht zur Sprache brachte, die beim Lesen aber das Verständnis erleichtern werden.

Mit der Fragestellung: ›Gibt es eine neue feministische Generation?‹ greift die Frauenschule eine Debatte auf, die in ›frauenbewegten‹ Kreisen seit einiger Zeit virulent ist und immer mal wieder angeschnitten wird. Dieser Diskurs hat – meiner Beobachtung

nach – mindestens zwei Gesichter: einerseits wird der Vorwurf gegen die Jüngeren erhoben, diese Generation sei nicht feministisch und unpolitisch, und andererseits wird das Fehlen ›der Jugend‹ als Mangel erlebt, weil frisches Blut und Tatkraft fehlt, um feministische Ideen weiterhin in die Gesellschaft zu tragen.

Obwohl diese Problematik schon länger aktuell ist, wird die Fragestellung selten in das Zentrum der Debatte gestellt, sondern eher in Nebensätzen kurz angeschnitten und dann wieder verlassen. Diese Nebensätze sind kurz und knackig; von anwesenden jungen oder jüngeren Frauen werden sie als Vorwurf gegen die eigene Generation erlebt. Es folgt der Verteidigungsreflex: Die anwesende Jugend verteidigt und legitimiert sich. Daraufhin kehrt Frau zum Kernthema der jeweiligen Sitzung, Tagung o.ä. zurück. Wenn ich diese Kurzdebatten in Debatten mit anderen Oberthemen mitbekomme, erlebe ich sie als paradox: ›Wieso bist nur du da und nicht ganze Massen von jungen Frauen? und ›Warum sind deine Kolleginnen nur so uninteressiert und unpolitisch?‹¹

Es ist offensichtlich, daß, solange die Debatte mit und über Jugend so geführt wird, kein Ergebnis möglich ist. Um diese festgefahrene Diskussion weiterzubringen, ist es meines Erachtens notwendig, die Frage mal ins Zentrum zu stellen – allein deshalb finde ich diesen Kongreß sehr wichtig. Das gegenseitige Verständnis wird die Zusammenarbeit erleichtern und es auch ermöglichen, neue Ansätze und Lösungswege zu entwickeln, die ich für dringend erforderlich halte.

1 Beide Fragen ließen sich natürlich einfach zurückgeben, denn auch auf der ›anderen Seite der Dreißig‹ strömen nicht die Massen, wenn es um feministische Fragestellungen oder Politik geht. Meines Erachtens fehlt insgesamt eine gewisse ›Laxheit‹, dies festzustellen und auf dieser Basis zu neuen Formen zu finden.

Ich werde mich zuerst mit der Frage beschäftigen, ob es ›Jung-Feministinnen‹ gibt, dann auf Fragen der Kommunikation der Frauengenerationen untereinander eingehen, um mich dann einem Problem zuzuwenden, das wohl beide Generationen gemeinsam haben: die Sache mit der Macht. Der Text schließt mit einer Auswertung der Diskussion im Anschluß an den Vortrag, die sicher selektiv und subjektiv ist. Bei allen Aspekten werde ich nicht auf externe Autoritäten (theoretische oder literarische Texte o.ä.) zurückgreifen, sondern auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen; kurz: ich greife auf meine eigene Biografie zurück. Dabei ist einerseits das wichtig, was ich heute schon als meine Jugend bezeichne, und andererseits meine Erfahrungen bei der Grünen Jugend Hessen und bei Bündnis 90 / Die Grünen.

Von jungen Feministinnen und Auf-Brüchen

Die Studentenrevolution hatte sich ausgetobt; ihre TrägerInnen waren meistens dabei, die diversen K-Gruppen zu gründen und/oder zu lernen, wie man das Müsli selber schrotet. Die Tomate war geworfen, die Weiberräte gegründet, 374 Frauen hatten sich im Stern öffentlich bekannt, abgetrieben zu haben, und die Kinderläden waren im Entstehen ... als ich 1972 geboren wurde. Es war schon viel passiert und noch einiges mehr, bevor im Antiquariat ein Fehlgriff meinerseits schwere Folgen haben sollte: Ich las den ›Tod des Märchenprinzen‹ von Svende Merian.

Ich war damals in der zwölften Klasse eines Frankfurter Oberstufengymnasiums, und nun begann ich darüber nachzudenken, ob es wohl etwas zu sagen hätte, daß ich eine Frau in dieser Gesellschaft sei (sein würde)? Wenn ja, was hätte es dann zu bedeuten, und was hätte das alles zu tun mit meinen Träumen über Beziehungen,

Freundschaften, Familie? Es folgten weitere – nun sehr gesteuerte – Griffe in die Regale des Antiquariats und es begann eine Suche, von der ich bis heute nicht sagen kann, daß sie abgeschlossen sei.¹

›Der Tod des Märchenprinzen‹ – für mich erst einmal ein intimes, individuelles Leseereignis –, dieses Buch grabbelte aus allen Ecken, veränderte oder bestätigte das Bewußtsein von den Mädchen² und wurde so auch die Initialzündung für einen kollektiven Prozeß:

Wir alle lasen solche Bücher.

Wir alle hätten nie in Frage gestellt, daß wir feministisch sind.

Keine von uns stellte den Begriff ›Frauenpower‹ in Frage.

Die Zeit vor dem und bis zum Abitur verhieß Zukunft; wir waren jung und selbstbewußt und wußten einfach, daß das Leben uns gehören würde, und wenn kein Mann dazu gehörte, würden wir im Alter eine Rentnerinnen-WG gründen, und genaugenommen erschien uns das sogar attraktiver, als die Restpflege für einen Vertreter des so früh sterbenden anderen Geschlechts zu übernehmen. Nach dem Abitur brach dieser sich quasi-natürlich ergebende Zusammenhang auseinander; wir gingen in unterschiedliche Städte, studierten verschiedene Fächer, fanden neue Freundes- und Bekanntenkreise.

Ich wollte nicht nur über die Rechte der Frauen reden, sondern Politik machen und ein bißchen was auch verändern. Als ich das erste Mal wählen durfte, flogen die Grünen aus dem Bundestag –

- 1 Heute finde ich es nicht mehr so schlimm, weil ich auch nicht mehr darauf warte, erwachsen zu werden und zu wissen, wo der Hase lang läuft.
- 2 Für den einen oder anderen Jungen zog es wohl eher negative Erfahrungen nach sich.

dennoch oder auch gerade deswegen ging ich zu den Grünen; genaugenommen zum Grünen Jugendstammtisch Frankfurt. Auch hier traf ich sie wieder, diese so gerne (von anderen Frauen) in Frage gestellte Spezies junger Frauen, die sich selbst als feministisch bezeichnen und sich darüber auch identifizieren.

Meine erste These lautet also: Es gibt eine Generation junger Feministinnen. Diese These wirft aber sofort die Frage auf, wie sich dieses (scheinbare) Auseinanderklaffen des Selbst- und Fremdbildes der jungen Frauen erklären läßt.

Wer war dieses ›Wir‹ während der gemeinsamen Oberstufenzeit?

Erst der Rückblick, erst meine Erinnerung, die – je größer der Zeitraum zwischen dem Jetzt und dem Damals wird – auch nostalgischer wird, hat überhaupt ein ›Wir‹, etwas Gemeinsames konstituiert. Als die Vergangenheit Gegenwart war, gab es keine feste Gruppe; geschweige denn, daß die von mir heute Gemeinten alle auch nur untereinander befreundet gewesen wären. Aber wir haben uns gekannt, wir haben in der Pause gemeinsam Zigaretten geraucht und uns in unserer Identifikation mit ›dem Feminismus‹¹ gegenseitig gestärkt. Wir haben uns positives Feed-back gegeben, weshalb ich es heute auch für gerechtfertigt halte, von einem kollektiven Prozeß zu sprechen (und dies möglicherweise gerade, weil Grenzen der Freundschaften und Freundeskreise gesprengt wurden).

Gleichzeitig war uns sehr wohl bewußt, daß unser Modell nicht das allgemeingültige Identifikationsmodell für alle Mädchen war. Diejeni-

- 1 Dieser Text ist nicht der richtige Ort, um darüber nachzudenken, was denn ›der Feminismus‹ eigentlich genau ist – und damals waren wir sicherlich weit davon entfernt, diese Frage zu beantworten, hatten vielmehr die Problematik zwischen Gleichheit, Differenz und dem Tod des Subjektes (das damals ja auch noch sehr lebendig war) noch gar nicht entdeckt.

gen, die ihre Zukunft um eine Versorgungsehe und Kinder planten, nahmen wir nicht ganz ernst, aber wir akzeptierten diesen anderen Lebensentwurf – auch wenn wir ihn nicht klug und zudem riskant fanden. Wir waren nicht ›missionarisch‹ eingestellt und vor allem sahen wir in dem anderen weiblichen Lebensentwurf keinen Angriff gegen uns.

In der Grünen Jugend Hessen wurden die Konflikte um dieses Spannungsverhältnis der Frauen untereinander härter ausgetragen. Die Debatte kumulierte in der Frage: Brauchen wir die Quote?

Die Ablehnung der Quote ist charakteristisch für eine Vielzahl von jungen Frauen. Selbstbewußt sagen sie sich: wir sind besser als die Jungen, also brauchen wir auch keine formalen Unterstützungssysteme, die ja (scheinbare) Defizite ausgleichen sollen. Mangels eigener Defizite werden diese Unterstützungssysteme als Elemente der Diskriminierung und Schwächung erfahren und nicht als etwas Positives, das es sich anzueignen und zu nutzen gilt.

Der Konflikt wurde innerhalb der Grünen Jugend härter ausgetragen, weil es einerseits um Macht und Positionen geht und auf der anderen Seite die Quotierung der Grünen ja auch als eine frauenpolitische Aussage, die sich in den Parteistrukturen spiegelt, begriffen wird – und damit steht mit der Debatte um die Quote immer auch der Stellenwert der Frauenpolitik insgesamt auf dem Prüfstand.¹

1 Diese grundsätzlichen Diskussionen über die Quote werden nur in den Jugendverbänden diskutiert. Wer die Forderung nach Abschaffung der Doppelspitze bei den Grünen auf die Frage der Quotierung verengt, ignoriert wichtige Aspekte, die hier auch hinein spielen. (Beispielsweise, daß meistens der schwächere Flügel, realo oder links, die Frau der Doppelspitze stellt; daß die Doppelspitze verhindert, daß sich öffentlich die Prominenz auf eine Frau zuspitzen läßt – mithin wird nicht nur die Macht für Männer beschnitten, sondern im Umkehrschluß natürlich auch die Macht- und Darstellungsmöglichkeiten für Frauen.)

Allerdings haben wir mit der Zeit dieses Problem um einiges ›lokerer‹ gesehen, denn wir stellten fest, daß dagegen ein sehr schnell wirksames Kraut gewachsen ist: der männliche Jungpolitiker. Je weniger subtil die Ausgrenzung und Abwertung von Frauen ist, desto offensichtlicher wird die Notwendigkeit parteilicher Politik. Eine Binsenweisheit, wie ich meine, die dennoch in den Diskursen der Frauenbewegung über die junge Frauengeneration sehr viel stärker miteinbezogen werden mußte.

Der weibliche Nachwuchs hat die sogenannten gläsernen Wände noch nicht entdeckt und wächst gleichzeitig in einer Zeit auf, in der die Prozesse der Individualisierung weitaus stärker sind als die eines kollektiven weiblichen (oder sonstigen) Bewußtseins. Es ist möglicherweise der größte Erfolg der zweiten Frauenbewegung, daß die Frauen so rasant ihr Bildungsdefizit überwunden haben – dieser Erfolg ist auch nicht zu nivellieren mit dem Verweis, daß die Brüche beim Übergang in die Hochschule/Ausbildung und später in den Beruf entstehen. Hierin ist ein Arbeitsauftrag für die Zukunft zu sehen – nicht mehr und nicht weniger.

Aber die wenigsten (ehemaligen) Aktivistinnen der Frauenbewegung sehen in dem Selbstbewußtsein der jungen Frauen und in ihrer Sicherheit in der Annahme, daß ihnen die Welt (und eben nicht mehr nur die Ehe) offensteht, einen Grund, sofort eine Flasche Sekt zu kaufen, Mitaktivistinnen von einst einzuladen, den Korken knallen zu lassen, sich tief in die Augen zu schauen und laut ›Hurra‹ zu schreien. Nein, Feste und vor allem sich selbst zu feiern, das ist nicht die Sache der Frauenbewegten; bestenfalls wird gejammert über das, was noch nicht erreicht wurde, und vor allem darüber, daß die Jungen den eigenen Einsatz nicht entsprechend zu würdigen wissen.

Sicherlich ist die Tugend des Dankens in der Politik nicht sehr

entwickelt, aber vor allem bricht sich hier das Bahn, was ich als die Neid-Debatte bezeichne: Die Alten haben ja ach so hart gekämpft und die Jungen benehmen sich wie die Maden im Speck. Im Kern wird ein Hochdienen gefordert, wie es aus den Männerseilschaften bekannt ist.¹ Willst du nach oben, so trag' mir mein Handtäschchen, Kleines.

In dieser Neid-Debatte sehe ich einen wichtigen Pfeiler² zur Vermöglichung der Kommunikation der Frauengenerationen untereinander, und zudem wird negiert, daß die Quote nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist.

Von Mythen und Ausgrenzungen

Es ist samstags so um halb vier; Stühle werden gerückt, Kaffee und Tee arrangiert – die Mainzelmänner der Saalbau verlassen den Raum. Eigentlich zu spät, aber immer noch kurz vor vier kommt abgehetzt die Organisatorin; Plakate werden aufgehängt – na klar, mit Tesa, sie käme nieeee auf die Idee, die Wände zu beschädigen. Die lange Praxiserfahrung will's, daß der Tesa tatsächlich dabei ist, aber wo ist denn nur die Schere? Na ja, geht auch so. Der grüne ›Frauen-Plakat-Klassiker‹ (lila Papier, weiße Schrift: ›Andere machen Politik für Frauen, bei uns machen Frauen Politik‹) ist mit dabei und bekommt einen zentralen Platz. Die neueren Plakate – hm – viel-

- 1 Ich möchte die Vertreterinnen dieser These immer ketzerisch fragen: Erinnert ihr euch, daß die Frauenbewegung wie keine andere in der Tradition der antiautoritären Bewegung verankert ist? Könnt ihr auch jenseits der Dreißig noch Schlüsse daraus ziehen?
- 2 Weitere Aspekte sind der oben dargestellte Vorwurf (unfeministisch!), der häufig gegen junge Frauen erhoben wird, und der unten ausgeführte Diskurs der Ausgrenzung.

leicht hinter die Tür; also der Renner sind die ja nicht. Aber, ach guck an, der Nackige mit dem Bügelbrett ist ja ganz witzig – ah sehr schön. Vielleicht noch eine Kerze für die Atmosphäre; ist ja bald Weihnachten ...

Die ersten Frauen kommen, gleich kann's losgehen mit dem Frauen-Meeting. Mensch, wir haben uns ja wirklich lange nicht mehr gesehen – Ja, ja seit der Frauenbuchladen schließen mußte, läuft man sich einfach nicht mehr so oft über den Weg. Ach, guck die X ist ja auch da und da die Y ... Hm, die da kenn' ich gar nicht, aber – ach – erstmal die alten Gefährtinnen begrüßen. Ja, du hast ja recht, wir sollten uns viel öfter treffen – aber jetzt so kurz vor der Listenaufstellung muß es einfach sein, wir können ja dann mal weiterschauen.

Langsam kehrt Ruhe ein, alle setzen sich – die Sitzung wird eröffnet: Also ich komme ja aus der autonomen Frauenbewegung und ich finde das wirklich gut, an den Frauentreffen festzuhalten ... Zustimmendes Nicken im Publikum. Es ist kurz vor der Listenaufstellung, d.h. ca. 60 % im Publikum sind Kandidatinnen, da ist Nicken sowieso angesagt, aber auch die anderen fühlen sich auf einmal wieder so heimisch, so vertraut. Nur eine nickt erst mit einiger Zeitverzögerung, das ist ja die, die ich auch gar nicht kenne – wenn die gegen solche Frauentreffen ist, was sucht die dann hier? Die Unbekannte denkt nach; während die Frauenbewegung die Straße eroberte, tobte sie im Laufstall – aber irgendwie findet sie die Geschichten ja schon spannend und dabei wär' sie ja auch gern gewesen. Am Ende der Sitzung bleibt ihr vor allem das Gefühl ›Ich war nicht dabei‹ und jetzt kann ich auch nicht mitreden ... Die Unbekannte macht sich schnell weg – sie bleibt unbekannt.

Dieses Treffen hatte viele wichtige Ergebnisse: das Wahlprogramm, es wurde Stärke demonstriert, Kandidatinnen stellten sich

dar, weitere wurden gefunden ... Aber die Unbekannte, der ich die Rolle der Jugend zugeordnet habe, ist einfach wieder gegangen. Sie hat kapituliert vor dem Signal, ›Du warst nicht dabei‹, weil sie verstanden hat, ›deshalb gehörst du auch jetzt nicht dazu‹.

Es ist gut und wichtig, sich Geschichten von damals zu erzählen; nach wie vor wird zuerst mündlich tradiert, bevor etwas, das nicht bereits institutionell und traditionell verankert ist, in die offizielle Geschichtsschreibung eingeht.¹ Bei den Grünen werden ständig irgendwie und irgendwo Geschichten erzählt: ›Dann ging der X ja in die K-Gruppe Y, deshalb kann der die Z bis heute nicht riechen, die war nämlich bei W...‹ Den Geschichten der Frauen fehlt zu oft das ›Deshalb‹, sie schlagen keine Brücke zur Gegenwart. Diese Geschichten binden Neue nicht ein, sondern schließen vielmehr aus, indem eine feste Gruppe konstituiert wird, die sich zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gebildet hatte. Dieser Diskurs des Ausschlusses ist kontraproduktiv, weil er die Integration junger Frauen verhindert – anstatt durch Kommunikation das gegenseitige Verständnis zu verbessern und ›dem Nachwuchs‹ den Weg zu erleichtern, weil auf bereits gemachte Erfahrungen zurückgegriffen werden kann.

Wenn sich ehemalige Aktivistinnen der Frauenbewegung treffen und sich ihre Geschichten von damals erzählen, passiert aber noch mehr: Es findet die Selbstmystifizierung der Frauenbewegung als ein Projekt einer gesamten (Frauen-)Generation statt. Hört man sich nun die Geschichten der Grünen insgesamt an, die sich ja

1 Simone de Beauvoir schreibt in ›Das andere Geschlecht‹, die Frauen hätten keine eigene Geschichte; ich meine, daß die zweite Frauenbewegung es wohl geschafft hat, den Frauen eine Geschichte zu schaffen. Gerade die offensive Ablehnung dieses Teils der weiblichen Geschichte zeigt, daß sich mit dieser Geschichte auseinandergesetzt werden muß.

nicht nur aus der Frauenbewegung, sondern auch aus der Anti-Atomkraft-, der Umwelt-, der Friedensbewegung etc. speisen, dann erscheint es so, als wäre eine gesamte Generation irgendwie ›sozial bewegt‹ gewesen. Dem war nun mitnichten so, und wie es eine große Anzahl von Menschen gab, die das insgesamt ›einfach nicht gut‹ fanden, was die sozialen Bewegungen da so trieben, gab es auch eine Anzahl von Frauen, die sich nicht mit der Frauenbewegung identifizierte.

Vor diesem Hintergrund läßt sich die These aus dem ersten Teil wie folgt umformulieren: Die jungen Frauen von heute sind genauso eine feministische Generation, wie die Frauenbewegung das Projekt einer gesamten Generation war.

Wenn man nun die Relativierung bezüglich der beiden in Rede stehenden Frauengenerationen mit der Erkenntnis, daß gesamtgesellschaftlich seit 1968 die Politisierung deutlich zurückgegangen ist, könnte man von der Frage ›Gibt es eine neue feministische Generation?‹ zur überraschenden Antwort kommen, daß es erstaunlich viele junge Frauen gibt, die sich selbst als feministisch bezeichnen.

Von der Erotik der Macht

Frauen und Macht: das ist in vielerlei Hinsicht ein Problem, und mit Erotik hat es sicherlich gar nichts zu tun. Wenn Frauen intelligente Dinge sagen und dann auch noch für sich in Anspruch nehmen, daß ihre Rede Konsequenzen haben soll, dann werden sie für das Gegenüber (ob männlich oder weiblich) scheinbar geschlechtslos¹ –

1 Ich bitte, diese Rede nicht als Plädoyer für einen stetig sexualisierenden Umgang mit Frauen aufzufassen; zwischen der Identität als Frau und der Sexualisierung der Weiblichkeit liegen Welten.

und damit treten für Frauen Brüche in der Identifikation des Selbst auf, die Männern erspart bleiben. Meines Erachtens ist das bis heute so – auch wenn sich diese Substrukturen in der Interaktion durchaus auch aufweichen, sind wir noch weit davon entfernt, unsere Geschlechter-Mythen neu zu codieren.

Diese Identitätsbrüche werden angereichert mit einer weiblichen Sozialisation unter den Leitmotiven der Bescheidenheit, der Sorge für andere, der Harmonie. Beides zusammen führt dazu, daß es für Frauen unmöglich erscheint, sich ins Bett zu legen und zu denken: ›Böse bin ich, schließe befriedigt meine Äuglein zu, denn mein Gegner hat heute nacht keine Ruh.‹

Politik machen ist aber ein stetig sich wiederholender Konfliktfall, und es scheint, daß es Männern Spaß macht, diesen Konflikt (auch und gerade mit den eigenen Leuten) zu inszenieren, während Frauen sachorientierter sind und Spaß daran haben, gemeinsam (insbesondere mit den eigenen Leuten) Ziele umzusetzen. Der letztere Politikansatz ist natürlich weitaus vernünftiger, weil er die Sachfragen ins Zentrum rückt; er hat nur einen Haken: Trittin wurde Ministerin.

Es ist zwar nirgends schriftlich niedergelegt, dennoch ließ die Grüne Quote (Männer haben kein Anrecht auf mehr als 50% der Plätze) erwarten, daß – im Fall der Regierungsbeteiligung – zwei von drei MinisterInnenposten mit einer Frau besetzt werden. Was ist passiert, daß dieses Selbstverständnis der Grünen durchbrochen wurde? Das ist keine naive Frage, denn die Bundesregierung ist hier ein Sonderfall; in den mir bekannten Landesregierungen schlug sich die Quote im Personal der Grünen nämlich sehr wohl nieder.

Von vornherein auszuschließen ist die Vermutung, Bündnis 90 / Die Grünen hätten nicht ausreichend qualifiziertes weibliches Per-

sonal gehabt. Der Bundestagswahlkampf war insofern ›weiblich‹, als daß die wichtigen Konzepte von Frauen erarbeitet wurden. Ökosteuer: Michaela Hustedt; Wirtschaft: Margaretha Wolf; Steuern: Christine Scheel; Soziales: Andrea Fischer ... In den Ländern sitzen kompetente Frauen, die Erfahrungen in exponierten Positionen gemacht haben.¹

Gunda Röstel und Jürgen Trittin haben damals gemeinsam den Bundesverband geführt; sie gehören zu den Ausnahmen Grüner Doppelspitzen, die (zumindest nach außen) den Eindruck funktionsfördernder Teamarbeit vermitteln konnten. Trittin konnte sich zuerst als die Führungsperson der Linken innerhalb der Partei etablieren, dann setzte im Wahlkampf eine Performance zwischen Joschka Fischer und ihm ein, an deren Ende Trittin notwendigerweise (als Belohnung für Wohlverhalten in der heißen Endphase des Wahlkampfes sozusagen) Minister werden mußte. Während dieser Performance kümmerten sich die Frauen darum, die Grünen über die 5%-Hürde zu bringen – eine (oder gar zwei) Ministerin(nen) wurde(n) nicht aufgebaut. Am Ende gab es viele kompetente Frauen, aber keine, die unverzichtbar war.

Bei den Grünen ist alles Flügel, und es dauerte eine Zeit, bis die Frauen sich zusammenschlossen, um ihre Interessen durchzusetzen; zu diesem Zeitpunkt war es schon zu spät, um zwei Ministerinnen durchzusetzen. Nach dem Motto ›Verlieren kann man nur, wenn man vorher gekämpft hat‹ haben die Frauen noch große Erfolge erringen können: mit der EU-Kommissarin und weil die ›zwei-

1 Interessanterweise waren alle Ministerinnen auf Landesebene (damals hatte wir noch mehrere) leider unabhömmlich – der gesamte Landesverband wäre quasi zusammengebrochen, wenn Bärbel Höhn Bundesumweltministerin geworden wäre.

te Reihe der Grünen in der Bundesregierung fast ganz weiblich ist – zuungunsten Ostdeutscher und Immigrüns. Dennoch setzte genau um fünf nach zwölf das große Jammern der Frauen ein, und auf der BDK forderten sie, das Personalpaket aufzuschnüren. Das war die in sich doppelt absurde Maximalforderung, denn sie ignorierte ebenso die stattgefundenen Ausgleichsprozesse innerhalb der Partei wie auch das Fehlen einer Person für die gewünschte zweite Ministerinnen-Position.

Aber diese Struktur des Jammerns um fünf nach zwölf, ohne Aussicht auf Erfolg und die errungenen Erfolge ignorierend, scheint so alt zu sein wie die Partei selbst – und ist so frustrierend wie die erste Antifaltencreme zum Geburtstag. Es ist an der Zeit, daran etwas zu ändern und daran zu arbeiten, daß es in Zukunft eher mehr als zwei, aber mindestens zwei Frauen gibt, an denen keiner vorbei kommt. Was wäre also zu tun?

Zu allererst müssen die Frauen selbst ihr Mißtrauen gegen andere Frauen, die macht- und postenorientiert sind, abwerfen. Dies ist meiner Meinung nach der erste Schritt, damit Frauen ein positives Verhältnis zur Macht entwickeln können. Wir brauchen Frauen, die lustvoll auch innerparteiliche Gegner an die Wand spielen; Frauen, die lustvoll Personalspielchen bar jeglicher sachlicher Begründung spielen; mit anderen Worten Frauen, die Lust auf Macht haben. Das hört sich jetzt irgendwie gar nicht moralisch an – nicht wahr und ja irgendwie einfach bä, bä. Das ist es aber gar nicht, denn Macht zu haben bedeutet in der Politik schlechterdings nichts anderes, als daß die Rede von Frauen Konsequenzen hat, ihre Forderungen umgesetzt werden. Und es bedeutet im zweiten Schritt, daß an diesen Frauen bei der Besetzung wichtiger Posten niemand mehr vorbei kommt. Macht ist kein Selbstzweck, sondern ein Mittel, mit dem verantwortlich umgegangen werden muß.

Die Quote ist ein formales Instrument, das die Partizipation von Frauen innerhalb der Strukturen garantiert. Sie ist nach wie vor notwendig, aber sie löst nicht alle Probleme, denn Macht wird nicht formal und schon gar nicht nach irgendwelchen Gleichheitsgrundsätzen verteilt.

Ich glaube, daß die bei den Grünen übliche Vernetzung von Personalpolitik von / für Frauen mit dem sachpolitischen Bereich ›Frauenpolitik‹ insgesamt beide Felder schwächt. Die Auflösung dieser Vermischung zielt darauf, sich von dem schwammigen und häufig kontraproduktiven Mythos der Frauensolidarität zu verabschieden. Es ist eine nicht zutreffende Vorannahme, daß Frauen immer dieselben Interessen haben. Auch die Frauen ordnen sich unterschiedlichen Flügeln und Politikansätzen zu und verfolgen somit unterschiedliche Lösungsansätze. Zudem ist nicht jede Frau eine ›Frauenpolitikerin¹ – auch wenn es offensichtlich ist, daß Frauen in ihren jeweiligen Sachgebieten die Interessen von Frauen eher mitbedenken als Männer.

Es geht also meines Erachtens mit der Auflösung der Vernetzung von Personal- und Sachpolitik für Frauen nichts verloren. Vielmehr wird viel gewonnen, wenn die Inhalte dessen, was Frauensolidarität meint, aus irgendeinem Ursumpf weiblichen Bewußtseins auf eine rationale und pragmatische Ebene gestellt werden. Es könnte dann vielfältige Frauennetzwerke geben, die sich nicht mehr in der Öffentlichkeit konstituieren und dadurch auch stabiler werden, weil

1 Ich bin Frauenpolitikerin und ich meine, daß der Ansatz ›Jede Frau eine Frauenpolitikerin‹ das Sachgebiet enorm abwertet, denn er negiert, daß es Arbeit ist, sich beispielsweise in die Ausführungsbestimmungen des Landes, der Kommune für den 218 / 219 einzuarbeiten; dazu bedarf es der Sachkompetenz, die Frauen nicht qua Geburt in die Wiege gelegt wird.

sie in einem Rahmen mit Vertrauten stattfinden, in dem es nicht so riskant ist, dieses oder jenes zu sagen.

Auf dieser pragmatischen Ebene kann dann auch eine langatmige Personalpolitik betrieben werden, die die de facto vorhandene Einbindung der einzelnen Frauen in andere Netzwerke und Gruppen nicht negieren muß. Die Untauglichkeit bestehender Frauennetzwerke führt dazu, daß sich die Frauen, wenn es um Posten geht, an Männern orientieren müssen und in deren Seilschaften als eine Art ›Männer ehrenhalber‹ aufgenommen werden – es hat sich gezeigt, daß dieses Verfahren für die Frauen nicht förderlich ist.

Die Sachpolitik für Frauen krankt allerdings an einem ganz anderen Problem; schon vom Anspruch her ist es ein Feld von Frauen für Frauen; von den Frauen wiederum ist auch nur ein Teil nachhaltig an dem Thema interessiert. Männer sind sowohl vom Meinungsbildungsprozeß als auch von den Strategien der Umsetzung ausgeschlossen. Das hat den ›Vorteil‹, daß die Forderungen auf Parteitag einfach durchzusetzen sind – ca. 60 % (die Männer) der Versammlung wagen zum Thema eh nichts zu sagen und klinken sich aus. Dies hat den gravierenden Nachteil, daß diese Männer dann auch nicht wissen, was und warum die Partei etwas für Frauen fordert. Es fällt auf diese Art also ein großer Teil möglicher Multiplikatoren aus. Um diese zu gewinnen und so eine Stärkung der Sachpolitik für Frauen zu erreichen, ist es notwendig, daß die Männer stärker als bisher eingebunden werden.

An dieser Stelle gilt es noch einmal explizit die ›Generationenfrage‹ zu thematisieren. So sehr sich die ›Jungen‹ bei den Grünen auch in die beiden Flügel (realo/links) teilen und bekämpfen, gemeinsam ist den Verlautbarungen immer, daß die Frauen- bzw. Geschlechterfrage als ein Kernthema der Grünen für die Zukunft be-

nannt wird. Damit weicht die Jugend (mit ihren ebenfalls männlichen Autoren und Galionsfiguren) von der Tradition ab, daß es notwendig ist, Texte in der Art zu kommentieren: ›Hey, guter Text, aber da fehlt eine Sentenz mit dem großen F.‹

Beim ›Nachwuchs‹ hat sich die Stärkung der Frauenpolitik durch das Einbinden von Männern als durchaus erfolgreich erwiesen. Ferner hat die Grüne Jugend Hessen immer, wenn es darum ging, Positionen zu besetzen, ein gemischtes Doppel losgeschickt und für exponierte Posten innerhalb der Partei, die der Grünen Jugend zustehen, wurde im Zweifel eine Frau nominiert. Letzteres ist durchaus als innerverbandliche Frauenförderung zu verstehen, denn die Vertreterin im Landesvorstand kommt automatisch an wichtige Kontakte.

Ich meine also, daß sich innerhalb der Jugend schon einiges bewegt hat und hier auch gemischtgeschlechtliche Netzwerke funktionieren können. Aber dies kann wohl nicht die Erkenntnis überdecken, daß die Partei noch nicht soweit ist.

Von der Diskussion zum Schluß

Als ich bei der Vorbereitung für die Tagung die These entwickelt habe, daß es eine neue feministische Generation gäbe, hat mich dieser Befund selbst etwas überrascht. Ich hatte mich zuvor immer von der Feststellung, junge Feministinnen gäbe es ja gar nicht, so sehr beeindruckt lassen, daß ich die ganzen Jungfeministinnen um mich herum nicht als ›Gegenargument‹ verwendet habe. Erstaunt hat mich dann, daß kein lauter Protest aufkam, als ich die These vortrug. Es scheint, als wäre der von mir immer sehr stark empfundene Vorwurf ›Alle um die Zwanzig sind sowieso unpolitisch und unfeministisch‹ gar nicht so stark verankert, wie ich meinte.

Da haben die Frauengenerationen noch viel miteinander zu schwätzen.

In der folgenden Diskussion darüber wurde dann die Frage aufgeworfen, wie es zu bewerten sei, daß sich so viele Mädchen und junge Frauen nicht als feministisch bezeichnen, aber einen Lebensentwurf für ihre Zukunft haben, der feministischen Ideen sehr nahe kommt. Zugespitzt läßt sich die Frage formulieren: Ist Feminismus nur da drin, wo auch Feminismus draufgeschrieben wird?

Die Frage wurde auf der Tagung nicht abschließend beantwortet – das wäre wohl auch gar nicht möglich gewesen. Es ist natürlich festzuhalten, daß es für die ›Sache des Feminismus‹ wichtig ist, daß sich auch junge Frauen so weit damit identifizieren, daß sie sich auch als feministisch bezeichnen. Auf der anderen Seite ist es eben sehr ermutigend, daß junge Frauen zunehmend einen eigenständigen Lebensentwurf haben, der als feministisch oder als Ergebnis feministischer Bemühungen bezeichnet werden kann.

Resümee

Das sind die Thesen, die ich als Grundlage für den Vortrag verwendet habe:

1. a. Viele junge Frauen bezeichnen sich als feministisch und haben einen feministischen Lebensentwurf.
1. b. Die Frauenbewegung wird als ein Projekt einer gesamten Generation mystifiziert.
1. c. Die jungen Frauen von heute sind genauso eine feministische Generation, wie die Frauenbewegung ein Projekt einer gesamten Generation war.

2. Es ist ein generelles Phänomen dieser Jugend, daß sie sich nicht langfristig auf politische (insbesondere Partei-) Strukturen festlegt.
3. Es gibt innerhalb der frauenpolitisch Aktiven einen ausschließenden Diskurs, weil frau sich als eine feste Gruppe artikuliert. Dies führt zu einer Nicht-Kommunikation der Generationen untereinander. Dies wiederum dazu, daß jede Generation das Rad neu erfinden muß. Das ist nicht effektiv!
4. Die Quote ist ein formales Instrument, das die Partizipation von Frauen innerhalb der Strukturen garantiert. Sie ist nach wie vor notwendig.
5. Die Quote alleine löst nicht alle Probleme, weil Macht nicht formal und nicht nach Gleichheitsgrundsätzen verteilt wird.
6. Frauen müssen einen lustvollen Zugang zu Macht, Konflikten und Personalspielchen finden.
7. Die Frauen innerhalb der Grünen werden nur mächtiger werden, wenn sie sich weniger an Männern orientieren. Frauennetzwerke und eine langatmige Personalpolitik für Frauen sind von Nöten.
8. Eine Stärkung der Sachpolitik für Frauen wird es nur geben, wenn die Männer stärker als bisher eingebunden werden.
9. Die Grünen müssen sich der Geschlechterpolitik öffnen. So notwendig nach wie vor parteiliche Politik für Frauen ist, so

sind genauso politische Konzepte notwendig, damit Jungen und Männer ihr traditionelles Rollenbild verändern. Eine Gesellschaft mit lauter emanzipierten und selbstbewußten Frauen und Männern mit einem Rollenverständnis der 50er Jahre wäre (ist) wahrlich kein großer Gewinn.

10. Frauenpolitik muß Neuansätze zur Lösung alter Probleme suchen. Beispielsweise stehen die Frauenförderpläne in der Kritik, weil sie die (überhöhten) Hoffnungen, die in sie gesetzt wurden, nicht einlösen können. Hier (und an vergleichbaren Stellen) gilt es, nach neuen Modellen zu fragen, die auf Überzeugung und nicht auf Regulierung setzen (wobei die regulierenden Elemente nicht sofort aufgegeben werden, sondern flankiert werden sollten).

Sonja Buckel

»Gibt es eine neue feministische Generation?«

I. Einleitung

Zunächst ist mir aufgefallen, daß ich während der Vorbereitung für diese Veranstaltung relativ ratlos war, was eigentlich das Problem an meiner Generation sein soll, was eigentlich diese merkwürdige Frage nach der »neuen feministischen Generation« will. Ich habe dann versucht, unterschiedliche politische Vorstellungen zu suchen, ohne aber, daß es mir ganz wohl bei der Sache war. Ich wollte vor allem nach dem »Ende der Repräsentation« nicht für eine irgendwie fiktive Solidargemeinschaft von Genossinnen die Verteidigungsrede halten, daß es uns doch gebe. Schließlich kam ich zu der Erkenntnis, daß die Fragestellung selbst doch etwas altväterlich daherkommt. So etwa wie wenn meine Eltern meinen, sie würden die Jugend nicht mehr verstehen. Eigentlich hat sie doch etwas von dem Habitus eines mittelständischen Unternehmers, der sich mit gewaltigen Sorgenfalten fragt, was nur aus dem lieben Nachwuchs geworden ist, der, anstatt das Unternehmen zu leiten, lieber hedonistischen Prinzipien frönt.

Das dachte ich so lange, bis mir in Gesprächen über die Veranstaltung Frauen und Männer meines Alters sagten: »*Stimmt doch, es kommt doch auch nichts mehr nach. Und diese Girly-Generation ist doch unglaublich apolitisch.*« Nur komischerweise bezogen die sich wie selbstverständlich auf die heute 16-20jährigen. Mir leuchtete die Vorstellung intuitiv ein, und ich dachte in der Folge: »*Stimmt eigentlich, wir 30jährigen gehören doch irgendwie noch zur Neuen Frauenbewegung, aber die, die nach uns kommen, die*

sind nun wirklich ganz anders. Das sind doch eigentlich die Kinder Kohls. Warum hat DIE eigentlich niemand eingeladen?»

Nach dieser Erkenntnis erschien mir die Thematisierung des zugrundeliegenden Problems, nämlich der scheinbare Rückgang eines feministischen Engagements anhand des Generationenkonfliktes, richtig und falsch zugleich. Richtig, weil der Begriff der Generation, wird er nicht biologistisch oder ontologisch begriffen, etwa in dem Sinne, daß Menschen ab einem gewissen Alter per se weniger radikal, vernünftiger und erwachsener sind, durchaus zum Ausdruck bringt, daß es eine Differenz unterschiedlicher sedimentierter gesellschaftlicher und kultureller Erfahrungen gewisser Praxen und Strukturen gibt. Und wenn Menschen nicht als Subjekte, sondern als Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse konzeptualisiert werden, so läßt sich durchaus ein unterschiedlicher »generationaler Hintergrund«¹ von Frauen der Neuen Frauenbewegung und jüngeren Feministinnen ausmachen.

Falsch ist die Fixierung auf Generationen aber dann, wenn eben jener gesellschaftliche Hintergrund ausgeblendet wird und unterschiedliche Ansätze unvermittelt gegenübergestellt werden. Die Abstraktion kann dann nur Phänomene beschreiben und kommt zu der wenig aussagekräftigen Feststellung, daß Frauen unterschiedlichen Alters unterschiedlich sich auf Feminismus beziehen.

Ich werde daher zuerst, bevor ich unterschiedliche Politikbegriffe untersuche, versuchen, deutlich zu machen, auf welcher veränderten gesellschaftlichen Grundlage Politik heute stattfindet.

1 Theweleit, Klaus: Ghosts. Drei leicht inkorrekte Vorträge, Frankfurt a.M./Basel 1998, S. 20

II. Background

»Stoner mußte über sich selbst lächeln, ein ironisches Lächeln. Vor zwölf Jahren, als sie noch jung und idealistisch war [...] vor der Reagan-Ära, in den Jahren der Schwesterlichkeit und der kühnen neuen Frauenwelt. Vor dem Backlash und der großen Beliebtheit. Bevor die Räder sich weitergedreht hatten. [...] ›Du hast wieder diesen Blick‹, sagte Gwen sanft. ›Welchen Blick?‹ ›Den im Gedenken an die Frauenbewegung-Blick, ein bißchen traurig und desillusioniert.‹ (Sahra Dreher)¹

Bezug genommen wird hier auf ein goldenes Zeitalter des Aufbruches und die mindestens schon 15 Jahre des Backlashs. Früher: Jugendlichkeit und Idealismus, heute: Desillusionismus und Wehmut. Früher: Schwesterlichkeit – heute: große Beliebtheit oder mit anderen Worten, den von Barbara Duden: »dekonstruktive Modenschau«².

Der Verweis auf die »Reagan-Ära« ist hilfreich, er macht deutlich, daß die Rahmenbedingungen für emanzipative Politik überhaupt sich grundsätzlich verändert haben. Das, wofür Reagan steht, ist der Abgesang einer bestimmten historischen Formation, eines bestimmten gesellschaftlichen Kompromisses: dessen, was üblicherweise als »Fordismus« bezeichnet wird: eine bestimmte Art zu produzieren, zu arbeiten, Politik zu machen, zu leben, und eine bestimmte Erzählweise von all dem. Daran hing nicht nur der Sozialstaat und das Normal-

1 Sarah Dreher: Stoner verkehrt in schlechten Kreisen. Stoner McTavishs sechster Fall, Hamburg 1997, S. 45 f.
2 Zit. nach: Landweer, Hilge / Rumpf, Mechthild: Streit um Begriffe, Streit um Orientierung, Streit der Generationen?, in: Feministische Studien 2/93

arbeitsverhältnis, sondern auch die bürgerliche Kleinfamilie, der Umgang mit Sexualität, eine bestimmte Musik, eine bestimmte Vorstellung dessen, was weiblich und was männlich zu sein hat, Alltagspraktiken. Der Reagansche oder Kohlsche Neoliberalismus trat als Krisenerscheinung hervor und verhalf einem Ökonomismus politisch zur Durchsetzung, der die kurzfristige Hoffnung von der Ewigkeit dieser Gesellschaftsformation schnell zerstörte. Diejenigen, die bereits vorher von einer »Sozialstaatsillusion« gesprochen hatten, schienen Recht zu behalten. Aber nicht nur die Triadisierung, veränderte Akkumulationsstrategien oder Arbeitsorganisation haben diesen Wandel herbeigeführt. Sondern auch und gerade die Kämpfe der Neuen sozialen Bewegungen, eben auch der Frauenbewegung, haben sich als »Modernisierungsfaktor« der kapitalistischen Verhältnisse erwiesen. Beide Tendenzen sind mit einander verwoben¹: so ist das Normalarbeitsverhältnis nicht nur aufgrund seiner Starrheit und der starken Position der vornehmlich männlichen Arbeitnehmer von Flexibilisierungsstrategien auf der Seite des Kapitals angegriffen worden. Es war vielmehr gleichzeitig immer schon Ausdruck einer patriarchalen Arbeitsteilung als funktionalem Bestandteil kapitalistischer Reproduktion. Unbezahlte Familienarbeit von Frauen diente nicht nur als emotionales Integrationsmittel, sondern verhinderte auf der anderen Seite den Eintritt von Frauen in den Arbeitsmarkt. Gerade dies war ein zentraler Ansatzpunkt der Zweiten Frauenbewegung. Und die Veränderungen sind keine geringen. So kommt die sogenannte »Zukunftskommission« der Länder Bayern und Sachsen zu der für sie bedeutendsten Erkenntnis, daß die Arbeitslosigkeit heute nur halb so

1 Adolphs, Stefan/Karakayli, Serhat: Arbeit – welche Arbeit? Lohnarbeit und Existenzgeld, in: Diskus Frankfurter StudentInnen Zeitschrift. Nr. 4 1998. S. 31

hoch wäre, wenn der rasante Anstieg der Frauenerwerbsarbeit seit den 70er Jahren nicht stattgefunden hätte.¹ Damit geriet nicht nur die männliche Schlüsselgewalt, die Institutionen Ehe und Familie, in die Krise, die feministische Kritik an dem Regime der Zwangsheterosexualität, der Trennung von Öffentlichem und Privatem, der ungleichen Verteilung von Machtpositionen oder die Gewalt gegen Frauen konnte die gesamte androzentrische Lebensweise und Alltagspraxis in Frage stellen. Selbst wenn dies nicht zu einer grundlegend anderen Vergesellschaftung geführt haben mag, wäre es fatal, die Errungen-schaften zu leugnen. Die Veränderung ist also mehrfach ambivalent und nicht einseitig nur als Verfallserscheinung (Backlash) zu interpretieren – diese Interpretationsweise scheint mir eher eine Art Hilflosigkeit angesichts eines grundlegenden Wandels zu sein.

Es dürfte eine weitere Erfahrung gegeben haben, die zur Desillusionierung jedweder linken Politik geführt hat, die Erfahrung nämlich, daß die kapitalistische Vergesellschaftung widerstandsfähiger und intergrationsfreudiger ist, als ihre Widersprüche dies vermuten ließen. Wenn heute beklagt wird, daß »[...] sich die sogenannte Neue Frauenbewegung immer wieder inkorporieren ließ« (Hagel/Schuhmann), so ist dies Ausdruck der durchaus paradoxen Tatsache, daß der Frauenbewegung die radikale Intention gekappt werden konnte und andererseits ihre Kämpfe dennoch durchaus erfolgreich waren. So sind die »Frauenmagazine im Fernsehen, Frauenbuchreihen in jedem Verlag, Frauenbuchecken in jedem Buchladen, die emanzipierte Frau in der Werbung, die den Mann mit dem neuen Spülmittel spülen läßt, Vorzeigefrauen in leitenden Positionen« (ebd.), aber auch die große Zahl feministischer Institutionen (von der Frauenbeauftragten bis zur Frauendiskotheke, von

1 Zukunftskommission der Länder Bayern und Sachsen, Teil 1, S. 8 f.

der Frauenschule bis zum Frauenfußballturnier) nicht nur (natürlich auch dies) eine erfolgreiche Strategie der Inkorporierung von widerständigem Potential oder die Erschließung der Marktlücke Frauenemanzipation (ebd.). Sie sind auch Ergebnisse erfolgreicher politischer Kämpfe von Frauen. Es ist nicht bedeutungslos, wenn heute Männer für Waschmaschinen werben müssen, um damit die Modernität der angebotenen Ware vermitteln zu können. Wenn – wie die Vorankündigung zu dieser Veranstaltung anmerkt – eine explizite Anerkennung der Leistung der »alten Kämpferinnen« unterbleibt, jene erkämpften Fortschritte für junge Frauen heute selbstverständlich sind, ist dies doch auch ein Zeichen für die feste Verankerung von ehemaligen Minderheitenpositionen in der heutigen Gesellschaft. Es ist ein typischer Fehler des Linksradikalismus, die eigenen Errungenschaften immer als zu gering zu bewerten, weil das falsche Ganze noch existiert.

Zusammenfassend kann dies mit Frieder Dittmar so skizziert werden:

»Daß [...] Kritiken streckenweise mit den neueren Entwicklungslinien der kapitalistischen Verhältnisse überein gehen, ist eher ein Beweis ihres Erfolges denn des Scheiterns. Historisch haben sich die kapitalistischen Verhältnisse bislang immer dadurch ausgezeichnet, daß es gelang, Kritiken zu integrieren, was freilich auch bedeutete, daß sie sich dabei selbst verändert haben – und mußten. Das heißt aber ebenso, daß sich diese Kritiken, gewiß geschliffen und modifiziert, in den neuen Verhältnissen aufspüren lassen.«¹

1 Dittmar, Frieder: Studium des Neoliberalismus. Phänomene am Rande des dritten Unistreiks nach 1968, in: Christoph Görg / Roland Roth (Hg.): Kein Staat zu machen. Zur Kritik der Sozialwissenschaften, Münster 1998, S. 192)

Das soll nicht heißen, daß es keinen Rückschlag gegeben hätte, daß doch Frauen nun wirklich aber mal emanzipiert seien oder ähnlicher Unsinn. Ganz im Gegenteil, wir können nicht übersehen, daß die Gelder für Frauenprojekte angesichts sogenannter »Sparzwänge« immer weniger werden, noch ist zu erkennen, daß Frauen in irgendeiner Weise von der Reproduktionsarbeit entlastet worden wären (höchstens noch durch Maschinen, aber nicht durch Männer). Wofür ich plädieren will, wäre: sich nicht einer (durchaus systemstabilisierenden) Depression hinzugeben, die allzuleicht widersprüchliche Tendenzen quasi verelendungstheoretisch interpretiert, sondern wie Adorno schrieb – der wohl als Pessimist gilt, was emanzipativen Fortschritt anbetrifft –: nichts in der verwalteten Welt funktioniert bruchlos.¹

III. Politics

Dies führt mich zu meinem zweiten Aspekt: der Frage nach den unterschiedlichen generationellen Entwürfen von Politik. Natürlich vergleiche ich im folgenden zwei sehr zugespitzte Idealtypen, die keineswegs in dieser Reinheit so in der Wirklichkeit vorfindlich sind, die durchaus meiner subjektiven Wahrnehmung entsprechen (z.B. die Begrenztheit auf einen von der Universität ausgehenden Feminismus) – die eine diskursive Intervention darstellen.

Die Neue Frauenbewegung der 70er Jahre teilt den »generationellen Hintergrund« mit den anderen aus der StudentInnenbewegung 1968 hervorgegangenen Gruppen: mit der Ökologie- und Anti-Atombewegung, mit der RAF und den K-Gruppen. Die Kerner-

1 Vgl. Adorno, Theodor W.: Marginalien zu Theorie und Praxis, in: ders.: Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt am Main 1993, S. 181

fahrung von 1968 macht Theweleit in dem »Aufbrechen der Stimmen aus den vielen Orten des aufgezwungenen Schweigens«¹ aus, in der Sprache des Öffentlichen, die die Subsprachen aus dem Untergrund hob und für viele sprechbar machte: Marxismus, Psychoanalyse, militanter Internationalismus, verbunden mit den Sprechweisen des Kinos und der Rockkultur.²

Die Kampfeslust, die Politik »in der ersten Person« und die Überzeugung, nicht länger die »hoffnungslosen Idioten der Geschichte« (Dutschke) zu sein, sondern die Welt nach den eigenen Vorstellungen gestalten zu können, die Macht schon bald in den eigenen Händen zu halten, waren durchaus Ausdruck dieses Aufbruchs: etwa in der Rede von Helke Sander zum »Aktionsrat zur Befreiung der Frauen«, zu hören auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS 1968: »Wir sehen es nur nicht mehr länger ein, daß wir ihre Unterdrückung [die der Männer, S.B.], mit der sie uns unterdrücken, weiter wehrlos hinnehmen sollen. Eben weil wir der Meinung sind, daß eine Emanzipation nur gesamtgesellschaftlich möglich ist, sind wir ja hier. [...] Sollte dem SDS der Sprung nach vorn zu dieser Einsicht nicht gelingen, dann wären wir allerdings auf einen Machtkampf angewiesen [...]. Denn wir werden diesen Machtkampf gewinnen, da wir historisch im Recht sind.«³

Den Niedergang dieser Bewegung, also die Rücknahme, das Einschmelzen der Sprachen, das »Dichtmachen der Straße«⁴ über-

1 Theweleit 1998, a.a.O., S. 19

2 Ebd., S. 18

3 Sander, Helke: Rede des Aktionsrates zur Befreiung der Frauen, gehalten auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS im September 1968 in Frankfurt, in: Hilge Schlaeger (Hrsg.): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München 1988, S. 17

4 Theweleit 1998, a.a.O., S. 34

stehen die Feministinnen des SDS im Gegensatz zu ihren männlichen Genossen. Theweleit resümiert, daß aus der darauffolgenden Leere das »[...] resultierte, was ich heute »abstrakten Radikalismus« nenne, einen Radikalismus, der sich auf Gesten, auf Ansprüche auf Forderungen beschränkt, revolutionäre Haltungen verbreitet in Sätzen, Parolen, dabei Analysen kaum mehr durchführt.« (S. 35). Doch während die RAF und die K-Gruppen sich als »große Reduktionsbewegungen« (S. 34) ausbildeten, fand nach Theweleit das Konkrete, die freiere Politik vorübergehend immerhin Asyl u.a. in der Frauenbewegung (ebd.), deren Hochzeit durchaus erst in den 70er Jahren beginnt. Abstrakter Radikalismus ist auf dem Hintergrund einer total belogenen Generation zu verstehen, Ausdruck des Verschweigens der Nazi-Geschichte durch die Elterngeneration: »Wir sind ja als Generation insgesamt belogen worden, wie kaum eine Generation vorher«, sagt Theweleit, »d.h. auch nicht ernstgenommen« (S. 77). Das ist entscheidend für mich, wenn von dieser Generationen die Rede ist. Und hier möchte ich aufgrund der aktuellen Situation kurz einen Exkurs einfügen:

Aus der Erfahrung der totalen Verarschung und einer verbrecherischen Elterngeneration folgte die Delegitimierung eines Gesellschaftssystems und die gleichzeitige revolutionäre Selbstlegitimation: diese Vorgänger hatten jedes Recht verloren, moralische Ansprüche zu stellen, ihnen war die Macht aus den Händen zu reißen, das war Anti-Faschismus. Antonia Grunenberg, selbst ehemaliges SDS-Mitglied, weist auf den moralischen Rigorismus dieses Anti-Faschismus hin (1993: 148f.). Alles nach 1945 war Faschismus, der Krieg der USA in Vietnam, die liberal-kapitalistischen Demokratien im Westen waren in ihren Machtbehauptungsstrategien faschistoid, alle anti-kolonialen Bewegungen in den Trikontländern waren Anti-Faschismus. Der abstrakte Radikalismus

verwoben mit einem eben solchen abstrakten Anti-Faschismus ist das Erbe der unmittelbaren Nachfolgegeneration des Nationalsozialismus in Deutschland. Doch mit RAF und K-Gruppen ist dieses generationelle Spezifikum nicht beendet, es lebt weiter in dem Krieg gegen Jugoslawien, der ausgerechnet von jener Generation im wesentlichen getragen und als gerechter Krieg legitimiert wird, die einstmals gegen die Wiederbewaffnung und die Logik des Krieges angetreten war. Die Legitimation heißt ausgerechnet Anti-Faschismus, auch wenn damit die letzte institutionalisierte »Lehre« aus dem Nationalsozialismus, der Art. 26 I, aus dem Grundgesetz gebombt wird. Was ist dies anderes als ein Radikalismus, »der sich auf Gesten, auf Ansprüche auf Forderungen beschränkt, revolutionäre Haltungen verbreitet in Sätzen, Parolen, dabei Analysen kaum mehr durchführt?« Diese Generation wird endlich erwachsen, wird ernstgenommen, bitterernst: »In diesem Fake von Erwachsenen-Sein, Mode-Anzügen und ausgesuchtem Sortiment aufgesetzter Profi-Gesten führen die Protagonisten dieser Entwicklung genau den Quark, den sie bei anderen Erwachsenen gesehen haben, als eine Art Identitätsstiftung für durchhängende Alt-Linke vor: Verantwortung tragen, Konsequenzen demonstrieren, durchgreifen, Standhaftigkeit zeigen, sich nicht verarschen lassen, usw.« (Theweleit 1999).

Auch wenn dies jetzt etwas unvermittelt ist, möchte ich nun auf den differenten Politikbegriff jüngerer Feministinnen zu sprechen kommen. Auffallend ist, daß Feminismus in den 90er Jahren ohne eine große soziale Bewegung, ohne die Sprache der Öffentlichkeit und der Straßen also, mehr oder weniger auf dem Trockenen stattfindet, umwoben von Institutionen der Vorgängerinnen, etwa der »Frauenforschung« an den Universitäten. »Gegenüber einem etablierten Be-

standteil des Wissenskanons nimmt man aber eher ein distanzierteres Verhältnis ein als gegenüber solchen Orientierungen und Erkenntnisinteressen, die sich aus den eigenen Handlungsfeldern aufdrängen und dann aus eigener Initiative in die Universität getragen werden.« (Landweer/Rumpf)

Ich möchte drei unterschiedliche Thematisierungen aufzeigen:

Da ist zunächst die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit, und zwar nicht nur des sozialen, sondern auch des biologischen Geschlechts – also die Thesen der emphatischen Fans des Quasi-Popstars Judith Butler, der nicht selten der Idealismusvorwurf gemacht wurde. Mit der Neufokussierung betrifft die Fragestellung nun »beide Geschlechter gleichermaßen«¹. Lassen sich die jungen Frauen damit (»naiv«) zu sehr auf die Männer ein, wie dies im Tagungsprogramm steht? Es geht nun um die Geschlechterforschung, den Geschlechterdiskurs, also die Frage »[...] wie Individuen zu ›Geschlechtern‹, zu ›Frauen‹ oder ›Männern‹ werden« (ebd.). Eine Perspektive, die zwar immer schon enthalten war in vergangenen feministischen Thematisierungen, die aber im Gegensatz zu beispielsweise Simone de Beauvoir nicht in der Weise aufgelöst wird, daß Frauen sich männliche ›Werte‹ aneignen sollen, noch fordert sie gegenteilig eine weibliche Moral oder Ethik, extrapoliert also nicht die der ›weiblichen‹ Domäne zugerechneten Vorstellungen und Praxen (›Natürlichkeit‹ und Reproduktionstätigkeiten, Emotionalität) als das Nonplusultra der Vergesellschaftung, wie etwa der Differenzfeminismus². Die Konsequenz ist, wie Barbara

- 1 Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise, Königstein 1995, S. 79
- 2 Vgl. Vanek, Klara: Feministische Wissenschaftsphilosophie. Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln 1996, <http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de/~kv/klara/klara.htm>. Vanek

Stiegler zurecht deutlich macht, daß die »[...] Geschlechterfrage [...] nicht mehr zur reinen Frauenfrage werden [...]« kann und daß die Hoffnung nicht mehr darin bestehen kann, »[...] daß Frauen qua Geschlecht die gesellschaftlichen Probleme besser lösen würden, wären sie nur in angemessener Zahl in den entscheidenden Machtpositionen vertreten«.¹

Die umstrittenste Position der neuen Theorieansätze ist die Infragestellung des Subjekts der feministischen Revolution selbst. Dies muß geradezu wie Verrat anmuten, so schreibt Sabine Grosch, der neue »bloß philosophische« Theorieansatz »[...] legitimiert die weitere Entpolitisierung einer bereits in der Krise befindlichen Frauenbewegung«.² Sie führt aus, »[...] daß postmoderne Theorien – besonders solche, die den Tod des Subjekts verkünden und die Vervielfältigung von Bedeutungen und Identitäten an seine Stelle gesetzt sehen wollen – mit einer gesellschaftlichen Tendenz korrespondieren, die sich durch funktional fragmentierte und ständig neu zusammensetzbare und sich zusammensetzende Identitäten und Standpunkte auszeichnet«. Sie fügt hinzu: »Dieser multiple Charakter, wie er in der spätkapitalistischen Gesellschaft erfordert ist, wird von einigen feministischen Theoretikerinnen offensichtlich als Errungenschaft gefeiert.«

Ich finde es durchaus richtig, einen Bezug zwischen feministischer Theorie und ihrem gesellschaftlichen Hintergrund auszumachen und sich abzugrenzen von postmoderner Affirmation: der Postfordismus

1 Stiegler, Barbara: Ein anderer Blick auf die Geschlechterfrage. Feministische Theorie und frauenpolitische Praxis, in: Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte 11/1996, S. 1003, S. 1004

2 Vgl. Grosch, Sabine: Dekonstruktivismus. Dubioses Erbe einer einstmaligen feministischen Theorie, in: Jungle-World v. 10.11.1997

als historische Formation ist gekennzeichnet durch eine Verschiebung der Kräfteverhältnisse – wie ich es oben bereits angedeutet habe: die Gesellschaftsspaltung wird multipliziert in ein Gemenge privilegierter Statusgruppen (etwa in der High-Tech-Produktion für den Weltmarkt oder die diversen Management-Dienstleistungen) und in marginalisierte Sektoren andererseits.¹ Neben Klassenspaltungen werden an sozio-kulturelle Konstrukte wie Rasse oder Geschlecht dabei insbesondere Diskriminierungen geknüpft. Leistungsdruck und lebenslanges Lernen, Flexibilität in jeder Hinsicht wird nicht nur von der Produktionsintelligenz gefordert, sondern überzieht als Anspruch die ganze Gesellschaft, die »Vollkaskogesellschaft« soll umgewandelt werden in eine »wissensbasierte Unternehmer(!)gesellschaft« (Zukunftskommission). Selbst Arbeitslose und SozialhilfeempfängerInnen werden permanent in Bewegung gehalten, sie werden für soziale Aufgaben herangezogen, für die der »schlanke« Sozialstaat kein Geld mehr verausgaben will (vgl. etwa Ulrich Beck in: Zukunftsgesellschaft). Wer diesen Anforderungen nicht entspricht oder nicht entsprechen will, dem oder der bleibt nur der informelle Sektor, der im Schatten der Weltmarktökonomie blüht.

Die multiple Subjektivität – der in der Tat neuere feministische Ansätze korrespondieren – ist Gegenstand eines autoritären Diskurses des kapitalistischen Kommandos: »Seid Subjekte« ist die Direktive.² Tätigkeiten der Informationsverarbeitung, die Fähigkeit,

1 Hirsch, Joachim / Roth, Roland: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg 1986, S. 128 f.

2 Lazzarato, Maurizio: Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus, in: ders. / Toni Negri / Paolo Virno: Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion, hrsg. von Thomas Atzert, ID Verlag Berlin 1998, S. 42 f.

Entscheidungen zu treffen, erfordern die Subjektivität als Einsatz.¹ Oder wie Revelli dies ausdrückt: »Wurde die Subjektivität der Arbeit im fordistischen Modell in der Tat als Herausforderung, als Gefahr betrachtet, die kontrolliert und in die standardisierte Unpersönlichkeit der Verfahren aufgelöst werden mußte, gilt sie hier [im Postfordismus, S.B.] als Voraussetzung der produktiven ›Ordnung‹ [...] Wurde die Eigeninitiative des einzelnen Arbeiters dort letztlich zu einer ›Störung‹, stellt sie heute eine ›Ressource‹ dar.«²

Feministische Ansätze, die dies nicht reflektieren, sind als idealistische abzulehnen. Aber die Veränderungen sind, das will ich doch noch einmal betonen, nicht nur kausal determinierende ökonomische Tendenzen, sondern eine Veränderung der Vergesellschaftungsform als Ganzer. Sie sind also auch Ausdruck von sozialen Kämpfen und neuen Lebenspraxen. Die Abweichung vom standardisierten Lebensentwurf des 40-Jahre-40-Stunden ewig gleichen Berufes und der patriarchalen Lebensplanung ist schlechterdings unaufhebbar verwoben mit dem Diskurs der »multiplen Subjektivität«.

In diesem Sinne ist es fragwürdig, ob die »Vervielfältigung von Bedeutungen und Identitäten« als Strategie hier wirklich nur einem entpolitisierten Cyber-Feminismus dient. Die Identitätskritik ist doch so neu gar nicht, sie war ja geradezu das Steckenpferd von Nietzsche und Adorno – also durchaus nicht postmodernen Theoretikern. Sie wendeten sich gegen das identifizierende Denken. Indem von »den« Frauen gesprochen wird, indem vor allem sich eine

1 Ebd., S. 41

2 Revelli, Marco: Vom ›Fordismus‹ zum ›Toyotismus‹. Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialmodell im Übergang, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/97, S. 26

Praxis darauf richtet, wird abstrahiert, ohne daß in Erinnerung bleibt, wovon abgesehen und was als »Nicht-Identisches« ausgegrenzt worden ist. Logisch-klassifikatorische Kategorien werden in empirische projiziert. Die Nichtrepräsentierbarkeit der je individuellen Vielfalt von Erfahrungen wird in Allgemeinbegriffen aufgelöst, gesellschaftlich-kulturelle Differenzen unter Frauen werden ausgeblendet. Gleichwohl lassen sich gesellschaftliche Erfahrungsbedingungen und Problemkonstellationen bezeichnen, die Frauen »als Frauen« betreffen,¹ denn die Abstraktion ist selbst gesellschaftliche Praxis. Nur sollte diese nicht in Frauenzusammenhängen unbewußt wiederholt werden.

Was einer wirklich den letzten Nerv rauben kann – und damit komme ich zum dritten Punkt – ist das Avantgarde-Gehabe, die kryptische Sprache, der hippe Habitus des »Dekonstruktivismus« und der »Postmoderne« zu dem auch die Verabschiedung von Kritischer Theorie und Marxismus gehört. Es werden Ausschließungsmechanismen ersten Ranges produziert und es entwickeln sich elitäre Insiderzirkel. So schreibt Elisabeth List: »Wer die neue Sprache der ›Dekonstruktion‹ nicht beherrscht, mit ihren Vokabeln nicht jonglieren kann, ist nicht ›in‹, nicht ›interessant‹. [...] Anders gesagt: Theorien, auch feministische und natürlich nicht nur die poststrukturalistischen, können zum ›symbolischen Kapital‹ werden, akkumuliert in den Händen einer neuen Elite von Meisterdenkerinnen.«²

1 Vgl. Knapp, Gudrun Axeli: Das Seiende als Text seines Werdens lesen: Traditionen der Kritik identitätslogischen Denkens im Feminismus, in: FRAUEN-PRISMA. 2. Ausgabe, Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung, hrsg. v. d. Frauenbeauftragten, Potsdam 1995

2 Elisabeth List, zit. nach Grosch, Sabine: Dekonstruktivismus. Dubioses Erbe einer einstmals feministischen Theorie, in: Jungle-World v. 10.11.1997

Die Postmoderne begreift sich als Projekt, die Aufklärung zu überwinden,¹ und schmeißt dabei nicht selten neben kritikwürdigen Theoremen im Rundumschlag zugleich die Bezüge zu emanzipativen Theorien mit über Bord. Exemplarisch Seyla Benhabib: »Heute, da sich die marxistische Theorie weltweit im Rückzug befindet, konzentrieren sich die Bemühungen der Feministinnen nicht mehr darauf, diese unglückliche Verbindung zu retten. Statt dessen gibt es nun eine neue Allianz oder Messalliance – [...] die sich als verführerischer erwiesen hat. [...] so haben sich der Feminismus und das postmoderne Denken zu den beiden führenden Gedankenströmungen unserer Zeit entwickelt. Im Kampf gegen die großen Erzählungen der westlichen Aufklärung und Moderne haben sie ihre Affinitäten zueinander entdeckt.«²

Die Affirmation des Mainstreamhaften, die geradezu im Begriff der Messalliance hervorscheint, also der Heirat zwischen Adel und Bürgertum, und die unversöhnliche Abwendung von Ansätzen, die auf Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit Männern verweisen, sowie das bereits oben genannte Distinktionsbedürfnis sind das Einfallstor für einen apolitischen Hinterzimmerfeminismus. Ich will die neueren Theorien statt dessen durchaus begreifen als Fortsetzung des Projekts der Moderne, nicht als abstrakte Negation, sondern als Aufheben. Gleiches gilt in der Praxis: so sind auch die

- 1 Wohler, Ulrike: Weiblichkeitsbilder in der philosophischen Diskussion um Dekonstruktion der Geschlechtsidentität und Postfeminismus, veröffentlicht auf der Homepage der 1. internationalen Erlanger Graduiertenkonferenz »PostModerne Diskurse zwischen Sprache und Macht«, 20.-22. November 1998 – Erlangen www.fen.baynet.de/johannes.angermueller/uewoehler.htm
- 2 Benhabib, Seyla: Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis, in: dies. u.a. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M. 1993, S. 9

»älteren Kämpferinnen« nicht aus der Welt, machen nach wie vor Politik, sind Bündnispartnerinnen. Es wäre daher zentral, einen gemeinsamen Politikbegriff zu entwickeln, der ansetzen könnte an dem positiven Erbe von 1968, an der Konzeptualisierung von Politik als die Gestaltung des eigenen Lebens, weder einer schlichten Unmittelbarkeit noch einer repräsentativen Interessenvertretung verhaftet.

Ich möchte dies mit einem Zitat von Hans-Jürgen Krahl verdeutlichen:

»Erfolg und Niederlage einer Aktion bemessen sich für eine Bewegung, die in toto den legitimen Anspruch auf Revolution stellt, konkret in der Regel nicht an den unmittelbaren positiven Zugeständnissen, welche den Herrschenden in direkter Aktion abgetrotzt werden, sondern an der quantitativen und klassenspezifischen Verbreiterung der Massenbasis und mehr noch deren qualitativer Organisation.«¹

Diese in der StudentInnenbewegung durchaus virulente Praxis ist in der Folge des abstrakten Radikalismus verloren gegangen, und die linksradikalen Milieus seit Mitte der 80er Jahre zeichnen sich schlechterdings durch Spaltungen, Atomisierung und Distinktionsbedürfnis aus – ich habe versucht, die Gründe dafür mit dem gesellschaftlichen Wandel zu erklären. Dies zeigt sich in dem Mangel einer gemeinsamen Sprache – die Angst, überhaupt zu sprechen. Gerade angesichts der neoliberalen Spaltungen können nur dann wirksame oppositionelle Kräfte entstehen, wenn sie über die gesellschaftliche Segmentierungen hinweggreifen, sich nicht mar-

- 1 Krahl, Hans-Jürgen: Über Reform und Revolution, in: ders.: Konstitution und Klassenkampf. Schriften und Reden 1966-1970, Frankfurt am Main 1985, S. 276

ginalisieren und ghettoisieren lassen.¹ Ein erster Ansatz feministischer Politik wäre es daher, den Bezug zu anderen sozialen Bewegungen herzustellen. Die Kräfteverhältnisse sind nicht ontologisch festgeschrieben, dem Neoliberalismus ist es bisher nicht gelungen, ein kohärentes Gesellschaftsmodell zu entwickeln, und ich habe durchaus den Eindruck, daß momentan ein Erneuerungsprozeß einer linken Politik begonnen hat. Gerade auch – und das mag paradox klingen – angesichts der eigenen Widersprüche, die, nachdem sie in den 90er Jahren eher unterschwellig wirkten, nun angesichts des Krieges offen hervortreten: das grüne Projekt als Politikmodell hat sich selbst diskreditiert, der Menschenrechtsdiskurs à la Habermas zeigt seine impliziten Widersprüche und die Unterdrückung von Kritik an diesem Krieg hat durchaus eine Politisierung jenseits formaler Organisationen und der Staatslinken geführt (selten habe ich so viele Veranstaltungen mit so vielen Menschen wie in der letzten Zeit auf Anti-Kriegs-Veranstaltungen erlebt bei gleichzeitigem Schweigen auf der Straße und in Schulen). Gerade der neue Militarismus, der sich als Fortführung des Pazifismus mit anderen Mitteln geriert, diskreditiert den Unmittelbarkeitswahn, d.h. eine Politik, die absieht von realen Kräfteverhältnissen und konkreten Kontexten, die nicht mehr zusehen kann, sondern lieber zuschlagen will, jetzt und sofort, und damit nur alles verschlimmert.

Das Andere ist angesichts seiner Nicht-Existenz schwer vorstellbar, Ideen davon immer mit den Fehlern des Hier und Jetzt belastet, deshalb können Alternativentwürfe immer nur vorläufig sein und bedürfen einer permanenten Selbstüberprüfung. Das, wozu

1 Hirsch, Joachim / Roth, Roland: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg 1986, S. 138

ich Lust hätte, wären Projekte, die neue kollektive Lebenszusammenhänge schufen, immer im Bewußtsein und in Kenntnis der vergangenen Projekte, der Kommunen oder der selbstverwalteten Betriebe, die mehr wären als lediglich ein Hobby, sondern ein kleines Stück dieses Anderen bereits antizipierten. Das muß nicht immer offensichtlich »politisch« sein, sondern könnte durchaus ein Ausleben nicht anerkannter Praxen sein. Dafür ist mir die »Left Bank« ein Symbol für das noch Nicht-Existente, das Nicht-Identische. Die Left Bank bezeichnet das linke Seine-Ufer, an dem sich Anfang des Jahrhunderts die »weibliche Moderne« ansiedelte, Dichterinnen, Malerinnen, Verlegerinnen, Journalistinnen, Fotografinnen. Damit sind Namen verbunden wie Gertrude Stein, Alice B. Toklas, Djuna Barnes, Adrienne Monnier, Janet Flanner oder Sylvia Beach. Andrea Weiss schreibt über sie:

»Besonders Frauen, die in den unterschiedlichsten künstlerischen Bereichen tätig waren, und Frauen, die sich für Kunst und Literatur begeisterten und die frei von familiären Verpflichtungen waren, zog es zur Left Bank, aber nie wieder mit solcher Vehemenz und Begeisterung wie im ersten Viertel dieses Jahrhunderts. [...] war es die einzigartige Möglichkeit, ein freieres Leben zu führen. Sie kamen aus den unterschiedlichsten Gegenden [...] Sie kamen aus ganz unterschiedlichen Gründen, aus Gründen, die ihnen vielleicht selbst nie ganz bewußt waren [...] [Die] Frauen der Left Bank, für die sexuelle Freiheit nicht bedeutet, Männern bereitwillig verfügbar zu sein. Für sie beinhaltete dieser Begriff vielmehr die Befreiung vom heterosexuellen Imperativ, d.h. die Freiheit zu lieben, wie und wen sie wollten [...] Diese Gruppe von Amazonen hatte sich bewußt für eine Gemeinschaft entschieden, in der die unterschiedlichsten Schicksale auf vielfältige und oft überraschende Weise miteinander verflochten waren [...] Und in dem Maße,

wie sie sich die Bedingungen, unter denen sie lieben, arbeiten und leben konnten, selbst schufen, änderte sie auch den Charakter der Stadt. Für sie war Paris weder die phantastische, junge [...] noch die alte Mätresse und auch nicht die idealisierte Muse, wie sie in der Vorstellung des Künstlers bestand. Paris war für ein halbes Jahrhundert eine faszinierende, kreative und kluge Frau.»¹

Literatur

- Adolphs, Stefan/Karakayli, Serhat: Arbeit – welche Arbeit? Lohnarbeit und Existenzgeld, in: Diskurs. Frankfurter StudentInnen Zeitschrift. Nr. 4 1998
- Adorno, Theodor Wiesengrund: Marginalien Zu Theorie und Praxis, in: ders. Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt am Main 1993
- Benhabib, Seyla: Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis, in: dies. u.a. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M. 1993
- Dittmar, Frieder: Studium des Neoliberalismus. Phänomene am Rande des dritten Unistreiks nach 1968, in: Christoph Görg / Roland Roth (Hg.): Kein Staat zu machen. Zur Kritik der Sozialwissenschaften, Münster 1998
- Grosch, Sabine: Dekonstruktivismus. Dubioses Erbe einer einstmaligen feministischen Theorie, in: Jungle-World v. 10.11.1997
- Grunenberg, Antonia: Antifaschismus – ein deutscher Mythos, Reinbek 1993
- Hagel, Antje / Schuhmann, Antje: Aufstieg und Fall der Frauenbewegung, in: Cornelia Eichhorn / Sabine Grimm (Hg.): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik, Edition ID-Archiv 1994 [zit. nach: <http://www.nadir.org/nadir/initiativ/id-verlag/GenderKiller.htm>]
- Hirsch, Joachim / Roth, Roland: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg 1986
- Knapp, Gudrun Axeli: Das Seiende als Text seines Werdens lesen: Traditionen der Kritik identitätslogischen Denkens im Feminismus, in: FRAUEN-PRISMA. 2. Ausgabe, Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung, hrsg. v. d. Frauenbeauftragten, Potsdam 1995

1 Weiss, Andrea: Paris war eine Frau. Die Frauen von der Left Bank, Reinbek 1998, S. 17-25

- Krahl, Hans-Jürgen: Über Reform und Revolution, in: ders.: Konstitution und Klassenkampf. Schriften und Reden 1966-1970, Frankfurt am Main 1985
- Landwehr, Hilge / Rumpf, Mechthild: Streit um Begriffe, Streit um Orientierung, Streit der Generationen?, in: Feministische Studien 2/93
- Lazzarato, Maurizio: Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus, in: ders. / Toni Negri / Paolo Virno: Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion, hrsg. von Thomas Atzert, ID Verlag Berlin 1998
- Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise, Königstein/Taunus 1995
- Revelli, Marco: Vom ›Fordismus‹ zum ›Toyotismus‹. Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialmodell im Übergang, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/97
- Sander, Helke: Rede des Aktionsrates zur Befreiung der Frauen, gehalten auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS im September 1968 in Frankfurt, in: Hilge Schlaeger (Hrsg.): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung München 1988
- Stiegler, Barbara: Ein anderer Blick auf die Geschlechterfrage. Feministische Theorie und frauenpolitische Praxis, in: Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte 11/1996
- Theweleit, Klaus: Ghosts. Drei leicht inkorrekte Vorträge, Frankfurt a.M./Basel 1998
- Theweleit, Klaus: Logical, radical, criminal. Der Krieg als letztes Mittel, erwachsen zu werden, oder: Warum die Alt-68er in der neuen Regierung ohne Zögern bereit waren, Völkerrecht und Grundgesetz zu brechen, in: Konkret 5/1999
- Vanek, Klara: Feministische Wissenschaftsphilosophie. Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln 1996, <http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de/~kv/klara/klara.htm>.
- Weiss, Andrea: Paris war eine Frau. Die Frauen von der Left Bank, Reinbek 1998
- Wohler, Ulrike: Weiblichkeitsbilder in der philosophischen Diskussion um Dekonstruktion der Geschlechtsidentität und Postfeminismus, veröffentlicht auf der Homepage der 1. internationalen Erlanger Graduiertenkonferenz »PostModerne Diskurse zwischen Sprache und Macht«, 20.-22. November 1998 – Erlangen www.fen.baynet.de/johannes.angermueller/uewohler.htm.

Barbara Rendtorff

**(K)ein Manifest.
Perspektiven erziehungswissenschaftlicher
Geschlechterforschung**

Vorbemerkung

Im Juni 1999 fand in der Universität Frankfurt die Tagung ›Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung‹ statt, in Kooperation zwischen der Universität (in der Person von Vera Moser, Fachbereich Erziehungswissenschaften) und der Frankfurter Frauenschule. Der folgende Text bildete den Schlußvortrag.

Die letzte Stunde dieser Tagung wollte ich eigentlich dazu nutzen, ein Manifest vorzutragen und mit Ihnen zu diskutieren.

Ich hatte schon öfter in meinem Leben mit Manifesten zu tun, und meistens waren sie in einer ganz besonderen Weise mit Erziehungswissenschaft und/oder mit Pädagogik verknüpft. Das erste, vor über dreißig Jahren in der Hochphase der Heidelberger Schülerbewegung, war ein Protest und ein Aufstand gegen die Nazi-Traditionen unserer Schule und einiger LehrerInnen. – Ich ließ mich hinauswerfen, ging nach Frankfurt und studierte Pädagogik, um die Welt zu verändern.

Ein zweites, einige Jahre später, verlas ich als Sprecherin einer Frauengruppe bei einer Kundgebung auf dem Römerberg – es pro-

testierte gegen die Ignoranz linker Politikkonzepte gegenüber der Lebenssituation von Frauen. – Ich schloß mich einer Gruppe an, die ein Frauenbildungsprojekt gründete, um, wenn schon nicht die Welt, so doch wenigstens die Lage der Frauen zu verändern.

Die späten siebziger Jahre waren ja überhaupt ideal für Manifeste, und sie waren geprägt durch Bildungshunger und Wissensdurst. Auch das berühmte »Manifest zur Erfindung des Glücks« aus dem ersten Frankfurter Frauenzentrum in der Eckenheimer Landstraße hatte mit dem Wunsch nach Wissen zu tun – allerdings meinten wir damals noch, dieses Wissen sei irgendwo verborgen, vorhanden, uns (Frauen) zwar vorenthalten, aber doch erreichbar. Daß es dieses Wissen um die Bedingungen der Geschlechterordnung und die Wege zur Veränderung des damit verbundenen Unglücks nicht gibt oder geben kann – das wußten wir damals noch nicht.

Mein drittes Beispiel-Manifest, wieder etliche Jahre später, wurde in eben dieser damals gegründeten Bildungseinrichtung, der Frankfurter Frauenschule, anläßlich von Hoyerswerda verfaßt und verbreitet (1991 »Zur Lage der Nation«). – Dieses Mal ging es darum, wenn schon nicht die Lage der Frauen auf einen Schlag zu verändern, so doch wenigstens die Strukturen zu verstehen, die eine hierarchische Geschlechterordnung ebenso hervorbringen wie eine rassistische Denkkordnung.

Alle drei Beispiele ähneln sich darin, daß jeweils Bildung als Hoffnungsträger, als Königs- oder Königinnenweg in eine größere Freiheit gesehen wurde.

Als Studentinnen in Soziologie und Erziehungswissenschaft schwankten wir zwischen dem eschatologischen »Freiheit durch Bildung« bei Heydorn und der, was die Vernunftleistungen der Individuen angeht, eher pessimistischen Frankfurter Schule (und natür-

lich geht man nicht fehl in der Annahme, daß die Namengebung »Frankfurter Frauenschule« hier einen Anklang gesucht hat).

Was Heydorn nicht gesehen hatte, und wir mit ihm, das war die Tatsache, daß sein Konzept von Bildung als Befreiung nur um den Preis zu haben war, daß es seine dunkle Kehrseite aggressiv verwenden mußte – und das sind bei Heydorn die Mütter, die am Alten, Vorfindlichen unrettbar kleben, es ist die familiäre Erziehung als Ort persistenter performativer Traditionsorientierung; Bildung und Kollektiv dagegen sind die positiven Lichtgestalten. Erziehungswissenschaft aber muß beides aufnehmen, muß beides beantworten: den Befreiungswunsch und den Wunsch (den Anspruch) nach einem Platz in der Gesellschaft, der Geschichte und der kulturellen Tradition.

Fassen wir zudem Bildung und Erziehung als gewissermaßen »leere«, formale gesellschaftliche Ordnungsfunktionen auf, so gehen wir davon aus, daß sie die gesellschaftlichen Vorstellungen in durchaus prominenter Weise organisieren. Mag sein, daß Bildung als Illusionsträger auch für die Erziehungswissenschaft zuweilen einen leichten Anstrich von Größenphantasie hat, als Schlüssel zur Rettung der Welt und der Befreiung der Individuen aus gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Zwängen – und doch ist das ja nicht ganz falsch, denn hier liegt die Möglichkeit und die Aufgabe, Spielräume zu schaffen, Ermöglichung, Interpretationsspielräume, aus denen Individualität und gesellschaftliche Dynamik sich entwickeln können.

Meinen drei Beispiel-Manifesten korrespondieren also in gewisser Weise auch drei Aufgaben von Pädagogik: sie soll

- das Individuum in seinen Lebensbezügen verstehbar machen, um Bedingungen für seine Entfaltung und Entwicklung bereitzustellen zu können und individuelles Leid zu verringern; dazu muß sie

- die Lebensumstände und Lebensentwürfe, die Entwicklungen, Krisen und Fähigkeiten von Individuen in ihrer Dynamik verstehen und aufgreifen können und
- die Strukturen durchschauen können, in denen die Individuen mit den sie umgebenden kulturellen und politischen Gemeinschaften verflochten sind.

Unser Interesse mit Blick auf eine erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung ist es dabei, systematisch zu verstehen, wie Geschlecht in dieses ganze Flechtwerk eingelassen ist, welches seine Funktion ist und welche Dynamik folglich hier zu erwarten ist, wenn sich das Geschlechterverhältnis umzuformen beginnt. Solche Umformungen sind natürlich eigentlich ständig im Gange – die Entwicklung der letzten 25 Jahre, an der wir selbst beteiligt waren und sind, ist aber insofern von ganz eigener Qualität, als sie mit der ökonomischen und rechtlichen Selbständigkeit der Frauen, der Entkoppelung von Sexualität und Schwangerschaft und den gewachsenen Bildungsmöglichkeiten von Mädchen und Frauen die Kleinfamilie als kleinste gesellschaftliche Einheit (und Keimzelle des Staates) und das Geschlechterverhältnis in seinen Grundformen tangiert und sogar aufzulösen scheint. Dieser Prozeß läßt sich nicht aufhalten, er ist ein Kennzeichen der späten Moderne und er wird die Erziehungswissenschaft noch auf lange Sicht vor ganz große Schwierigkeiten stellen.

Gesellschaftliche Umformungsprozesse sind immer eine Herausforderung und Blütezeit der Pädagogik gewesen. Die Erziehungswissenschaft als Disziplin verdankt ja überhaupt ihre Existenz solchen Umbruchzeiten – diese gehen allerdings meist mit starken Selbstvergewisserungstendenzen einher, so daß auch die Disziplin manchmal mehr mit sich selbst als mit der zu bewältigenden Aufgabe befaßt ist. Was die geisteswissenschaftliche Pädagogik in

den 20er Jahren umgetrieben hat, war ja gerade die Frage, welche Aufgabe die Pädagogik in einer solchen Phase gesellschaftlicher Neuorientierung und Neuorganisation übernehmen muß und kann. In ihrer scharfen Zurückweisung in den 70er Jahren wurde vielleicht zu leichtfertig übersehen, daß die geisteswissenschaftliche Pädagogik zwar eine unzureichende Theorie und falsche Mittel aufgeboden hatte, auch charakteristische Fehler gemacht hat, aus denen wir heute durchaus lernen können, daß aber die Fragen, die sie gestellt hat, bis heute relevant geblieben sind – und unbeantwortet:

- Was kann die Aufgabe der Pädagogik in einer Zeit tiefgreifenden Wandels sein?
- Wie muß das Subjekt gedacht sein, damit es diesen Anforderungen gewachsen sei und darin unterstützt werden kann?
- Wie ist das Verhältnis des Individuums zu seinen Nebenmenschen, wie sind seine Bezüge und Beziehungen gedacht?

Auch die geisteswissenschaftliche Pädagogik hat, wie die gesamte erziehungswissenschaftliche Theorietradition, keine Antwort, keinen Blick für die Geschlechterdifferenz oder das Subjekt als ›geschlechtetes‹ (sexuiertes), der über die Reformulierung allgemein akzeptierter Geschlechterarrangements und vermeintlicher Geschlechtscharaktere hätte hinausführen können. Hier weiterzukommen, steht noch aus. »Jede Epoche«, schreibt Luce Irigaray, hat – Heidegger zufolge – eine Sache zu ›bedenken‹. Nur eine. Die sexuelle Differenz ist wahrscheinlich diejenige unserer Zeit.«¹

Der erste Impuls, sich überhaupt mit Geschlechtertheorie zu befassen

1 Luce Irigaray: Ethik der sexuellen Differenz (1984), Frankfurt a.M. 1991, S. 11

sen, kam bekanntlich aus der Frauenbewegung, und die Veröffentlichungen der ersten 10-15 Jahre drehen sich zu einem großen Teil um Fragen der Anerkennung weiblicher Arbeit und speziell der Hausarbeit. So war in dieser ersten Phase ein großes theoretisches Problem, das es zu bewältigen galt, das Auseinanderhalten von Arbeit und Beziehung im Verhältnis zum Kind – was m.E. im Kern auch das Problem der Pädagogik ist. In der unnachahmlichen Diktion der 70er Jahre heißt es in dem damaligen Kultbuch ›Geschichte und Eigensinn‹ von Oskar Negt und Alexander Kluge von 1981: »Das Kind verhält sich gattungsgeschichtlich wie ein Parasit. Es besetzt die Zuarbeit des Mutterkörpers, ohne etwas zurückzugeben. Dies ist dem Prinzip nach in der frühen symbiotischen Phase nach der Geburt so und wird lediglich in der erdrückenden Mehrzahl von Mutter-Kind-Beziehungen durch eine Zuproduktion der Mutter, die sich in Bewegungen und Äußerungen des Kindes wiedererkennt, in den Schein eines wechselseitigen Verhältnisses umgedeutet. Kinder sind das, was man undankbar nennt.«¹ Hausarbeit und Erziehung können zudem nicht kollektiviert, nicht industrialisiert und nicht in Kooperationsverhältnisse aufgelöst werden, ihre Beziehungen sind »in einer Dauerbewegung und stellen ihre Gleichgewichte in jedem Moment erneut her«.² Wie die germanische Produktionsweise mit ihren gemeinwesenorientierten Eigentumsverhältnissen und Willensbildungsprozessen für die Römer »undeutbar«³ war (d.h. sie verfügten nicht über das Repertoire an Denkmöglichkeiten, um sie zu verstehen), so ist es diese häusliche Produktionsweise für die

1 Oskar Negt / Alexander Kluge: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M. 1981

2 Ebd. 319

3 S. 571

kapitalistische Logik – und die Verpflichtung von Frauen bzw. Müttern und Erziehenden auf *beide* Funktionsweisen (im Haus und draußen) kennzeichnet den »Zerreißungsprozeß«, dem sie ausgesetzt sind. »Die Haltungen schließen einander aus.«¹

Die der Gesellschaft obliegende rechtliche und soziale Verpflichtung und Notwendigkeit, diesen Widerspruch auszutarieren, wird im Laufe der Zeit kulturell umgedeutet in eine Beziehungsfähigkeit von Müttern – und wird als solche auch durch die gesamte Geschichte der Pädagogik hindurch kultiviert. Auch hier ist durchgängig die gesellschaftliche Arbeitsteilung (›Bestimmung‹) der Punkt, an dem unterschiedliche Befähigungen und Berechtigungen von Frauen und Männern zu Erziehung, Lernen und Lehren festgemacht werden. Dies wird allerdings nicht explizit diskutiert. Der systematische Widerspruch zwischen dem Interesse, die ›Bestimmung‹ der Frauen für Pflege, Sorge und Beziehungen zu bestätigen, und andererseits den Menschen als Kulturwesen aus der Naturhaftigkeit herauszuheben, bleibt ungelöst und wird überdeckt von einer »Komplementaritätsrhetorik des Diskurses, die die Polarisierung und Entgegensetzung der Geschlechter mit der wechselseitigen Ergänzung überbrückt, [...] um eine Zusammengehörigkeit von Männern und Frauen zu beschwören.«²

In der pädagogischen Rede kann dann etwa Joachim Heinrich Campe, Ende des 18. Jahrhunderts einer der bedeutendsten Philantropen, in seiner Schrift »Väterlicher Rath für meine Tochter« (1796) die »übereinstimmende Absicht der Natur und unserer ge-

1 S. 320

2 Hannelore Bublitz, Einleitung zu: Dies. (Hg.): Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz, Frankfurt a.M. 1998, S. 18

sellschaftlichen Verfassung« bemühen,¹ auch Friedrich Schleiermacher verwendet in seiner Pädagogik (1820) die Verpflichtung der Frauen auf das Hauswesen zur Begründung der daraus resultierenden Schwäche ihrer Gesittung: »Das weibliche Geschlecht nimmt keinen Anteil am öffentlichen Leben, und also tritt bei ihm die Notwendigkeit nicht ein, sich unter das Gesetz zu fügen. Daran zeigt sich aber als Folge, daß es ihm an Gehorsam fehlt. Denn den inneren Respekt vor Gesetz und Recht haben die Weiber nicht.«² (sic!) Noch schwieriger wird es für Herman Nohl (einen führenden Vertreter der Geisteswissenschaftlichen Pädagogik in der Vorkriegszeit), aus den gleichen Anlagen eine unterschiedliche »Lebensform« abzuleiten. Man muß ihm zugestehen, daß er es sich nicht so leicht machen will wie zeitgleich etwa sein Kollege Eduard Spranger, der eine schematische Aufteilung von Frauen und Männern nach innen und außen, nach Wurzelgrund und Baumkrone vornimmt. Nohl sieht die kulturelle Gewordenheit der Geschlechtscharaktere eigentlich sehr deutlich, opfert diese Einsicht aber – m.E. nicht zuletzt, um den Mythos der Geistigen Mütterlichkeit als gesellschaftliche Stütze des Kaiserreichs, als Beruhigung und Ankerpunkt nationaler Identität zu erhalten.³ Und überall hat diese

1 Campe, Väterlicher Rath, S. 91

2 Friedrich Schleiermacher, Pädagogik (1820), in: Schriften, Hg. V. Andreas Arndt, Frankfurt a.M. 1996. S. 797

3 Vgl. hierzu z.B.: Thomas Sandkühler / Hans-Günter Schmidt: »Geistige Mütterlichkeit« als nationaler Mythos im Deutschen Kaiserreich, in: Nationale Mythen und Symbole in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, hg. v. Jürgen Link / Wulf Wülfing, Stuttgart 1991, S. 240; Margit Twellmann: Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843-1889, Meisenheim/Glan 1972

Unterscheidung auch zur Konsequenz, daß die Erziehung zumindest der kleinen Kinder dem hausfraulich-mütterlichen Feld, die Bildung der Heranwachsenden dem gesellschaftlich-väterlichen Feld zugeordnet ist. Wenn wir also bei der Unterscheidung Arbeit / Beziehung die »Arbeit« als der Kultur zugehörig auffassen, verknüpft mit Veränderung und Trennung, »Beziehung« dagegen als dem Familialen und sozialen Raum zugehörig, in dem die Handlungen nicht gemessen, getauscht und gezahlt werden, dann zeigt sich, daß es hier nicht zuletzt um das Problem des Verhältnisses von Berechnung und Verausgabung geht, oder auch: von Anerkennung und Vertrauen (bzw. Liebe). Es ist leider fatal, daß es hier immer wieder eine Spaltung gibt und diese beiden Aspekte jeweils voneinander getrennt werden. Als getrennt werden so dann auf die Geschlechter verteilt. Durch die Konstruktion unterschiedlicher Geschlechtscharaktere wird so z.B. der Beziehung Mutter-Kind bzw. Erzieher-Zögling exklusiv das Vertrauen zugeordnet – aber die Anerkennung geht daraus verloren, und damit die Möglichkeit, Differenz als Differenz zu achten und bestehen zu lassen.

Allen diesen Konzepten gemeinsam ist die Orientierung an einer Dualität, »Doppeltheit«, nennt es Nohl, sei es als Natur-Kultur-Gegensatz, sei es als unterschiedlicher Umgang mit dem Widerspruch zwischen patriarchalem Abstraktionsprinzip und materialistischem Prinzip bei Negt/Kluge. Dabei wird übereinstimmend angenommen, daß es beide Prinzipien, Modi oder »Lebensformen« geben muß (bei Nohl beispielsweise werden die »Geistige Mütterlichkeit« und die »Ritterlichkeit« einander gegenübergestellt), und daß Männer und Frauen diese in unterschiedlichem Mischungsverhältnis repräsentieren oder verkörpern – oder, nach einer anderen verbreiteten Version (die auch Negt/Kluge teilen): daß sie bei Frauen stärker ver-

bunden, bei Männern eher getrennt existieren würden. Würde dieser Sachverhalt gewissermaßen sozialkonstruktivistisch aufgefaßt, müßte die Analyse in eine Maßnahme zur gesellschaftlichen Veränderung, der Veränderung der geschlechtlichen Arbeitsteilung münden. Diese Konsequenz ist aber offenbar zu schwerwiegend oder zu unattraktiv, und um ihr zu entgehen, müssen die Autoren daher die weibliche Position letztlich doch immer biologisieren oder naturalisieren – in aller Regel konstatieren sie dann eine größere Beziehungsfähigkeit der Frauen als Folge ihrer Gebärfähigkeit. Und tatsächlich gibt es auch gar keine andere Möglichkeit, eine solche Doppeltheit auszugestalten, als nach Gründen zu suchen, die plausibel die eine Art dem einen Pol, die andere dem anderen Pol zuzuordnen. Die Betonung der Zusammengehörigkeit beider Aspekte, gelegentlich fehlinterpretiert als frauenfreundlich-fortschrittliche Position der Pädagogik, löst dieses Problem mitnichten. Zwar taucht auch etwa in der geisteswissenschaftlichen Pädagogik häufig der Begriff ›Spannung‹ auf, aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Spannung als eine zwischen zwei definierten, einander entgegengesetzten Polen gedacht ist, die immer hierarchisch sind, und wo immer, wie es bei Nohl heißt, »ein Zug durch einen Gegenzug in Schach gehalten« wird.¹ Es handelt sich also um einen Machtkampf, nicht um Komplexität oder einen spannungsreichen unlösbaren ›Widerstreit‹, etwa im Sinne Lyotards.

Unser Ansatz (in den Diskussionszirkeln hier am FB Erziehungswissenschaften in Frankfurt und in der Frankfurter Frauenschule) in den letzten Jahren, von dem wir erhoffen, daß er aus dieser Aporie herausführen kann, ist deshalb inspiriert von der Psychoanalyse und der Differenzphilosophie, weil von hier aus versucht werden

1 Herman Nohl, Charakter und Schicksal, S. 79

kann, die Differenz in die Individuen hineinzunehmen und nicht auf zwei zu verteilen. Denn die »Verteilung auf zwei« wird ja hier bereits als ein ›zweiter Schritt‹ erkennbar, als Interpretation, als ein Lösungsversuch einer voraufgehenden dynamischen und konfliktreichen Situation. Diese sehen wir, sehr verkürzt gesagt, in der Endlichkeit des menschlichen Lebens, mit Lacan gesprochen: der ursprünglichen Gespaltenheit des Subjekts, mit Derrida gesprochen in ›différance‹ als einem »Zustand des Bruchs«, der die menschliche Existenz als unabschließbar markiert. Verdichtet erscheint dies nach unserer Auffassung in der Geschlechtlichkeit des Menschen, der Tatsache des Geschlechts, die damit höchst brisant und vor allem: regelungsbedürftig wird.

Daraus folgt, daß Geschlechterordnungen zur grundlegenden Ausstattung jedes Gemeinwesens gehören, daß sie eine tragende Funktion darin haben und daß folglich jede Veränderung einer Geschlechterordnung mit Erschütterungen im Selbstverständnis und den Fundamenten der jeweiligen Gesellschaft einhergeht. Einen solchen Prozeß können wir gerade miterleben. Die traditionelle Geschlechterordnung ist für die späte Moderne nicht mehr funktional und beginnt zu erodieren, Frauen und Männer werden einander ähnlicher in ihren Lebensentwürfen und Lebenspraxen. Aber Mobilität, Flexibilität und Globalisierung finden ihre Grenze in der Hausarbeit und der Erziehung – dieser Punkt ist völlig ungelöst geblieben.

Es ergeben sich daraus zwei ganz große Konfliktfelder, die uns in den nächsten Jahren noch sehr beschäftigen werden. Zum einen, das betrifft das Geschlechterverhältnis unmittelbar, ist damit die physische Grenze bezeichnet, die der Emanzipationsbewegung von Frauen gesetzt ist, wenn sich hier nichts ändert, wenn es nicht zu einer »Wiederherstellung der Solidarpotentiale« kommt,

wie der Schweizer Familienforscher Herzog schreibt¹ – und es werden die Kinder sein, die den Preis dafür (mit)bezahlen. Und natürlich diejenigen anderen Frauen, die auch jetzt schon wie die Dienstmädchen des 19. Jahrhunderts diese Arbeit bewältigen helfen: Großmütter und illegale ausländische Haushaltshilfen ohne Sozialversicherung. Was das Nachlassen der väterlichen Funktion für Familie und Erziehung an Folgen für das Selbstbild der heranwachsenden jungen Männer haben wird, ist ebenfalls völlig unklar. Hier zeigt sich übrigens einmal mehr, was die Geschlechtertheorie so kompliziert macht: daß sie es auch da, wo sie akademisch sein will, doch zuletzt immer mit all den Unbewältigbarkeiten gesellschaftlicher Machtverteilung zu tun hat, ob sie will oder nicht. (Das ist übrigens auch der Grund dafür, warum die alte Kommission Frauenforschung der DGfE bei ihrer modernisierenden Umbenennung das »Frauen« im Namen beibehalten hat und heute »Sektion Frauen- und Geschlechterforschung« heißt.)

Das andere Konfliktfeld betrifft die Erziehungswissenschaft sehr direkt. Denn mit dem Zurückgehen der familialen Verantwortung und der »edukativen Leistungen« der Familie steigt proportional die Verantwortung der professionellen Pädagogik – der Institutionen ebenso wie der Theoriebildung. Wenn es nach der sogenannten Frauenpolitik geht, wird es in steigendem Umfang Ganztagskinderkrippen und Ganztagschulen geben – aber was soll in diesen Einrichtungen geschehen? Wie müssen sie aussehen, um den gewachsenen und dann völlig veränderten Aufgaben nachzukommen? Wie können und sollen sie die Identitätsentwürfe und Freiheitsansprüche der Kinder und Jugendlichen beantworten?

1 Vgl. Herzog, Walter / Böni, Edi / Guldemann, Joana: Partnerschaft und Elternschaft. Die Modernisierung der Familie, Bern 1997

Es gäbe natürlich auch die Möglichkeit, daß künftig zwischen Frauen und Müttern unterschieden werden muß und daß Mütter als eine Art »drittes Geschlecht« diesen Teil der gesellschaftlichen Arbeit übernehmen. Es würde dann, um noch einmal die Darstellung von Negt/Kluge aufzunehmen, eine Produktionsweise, die einer bestimmten Logik folgt, inmitten einer Gesellschaft existieren, die einer anderen Logik gehorcht – anhand der hieraus resultierenden Konfliktpotentiale kann man sich leicht ausmalen, daß das keine langfristige gesellschaftliche Lösung ist. Wie auch immer – von der Vorstellung einer gleichmäßigen Berufsarbeits-Reduzierung von Eltern zugunsten der Kindererziehung sind wir jedenfalls weltweit entfernt.

Und hier haben wir den Punkt in meinen Überlegungen erreicht, der mich von dem Titel »Manifest« an dieser Stelle wieder Abstand nehmen ließ. Denn auch hier gibt es im allgemeinen akademischen Diskurs eine Spaltung: Debatten werden als entweder politisch oder wissenschaftlich erachtet, sprich: entweder als tendenziös und interessengeleitet oder theoretisch ernstzunehmen. Dieser Spaltung möchte ich kein Futter liefern. Ich möchte die Argumente und Analysen der Geschlechtertheorie *theoretisch* ernstgenommen wissen – daß sie eine politische Relevanz haben, ist aber ihr notwendiges Surplus: notwendig, weil es letztlich immer noch den Impuls stiftet, Surplus weil diese Seite auch ohne Zutun mitschwingt und zum Vorschein kommt.

Was hier also thesenhaft den Vortrag abschließt, ist kein Manifest – und ist dennoch eine bilanzierende Zusammenfassung. Insofern sind diese Thesen auch ein Appell an die Erziehungswissenschaft, in ihren Diskursen diese Dimension nicht mehr zu vernachlässigen.

1. Sexualität und damit die Geschlechterordnung ist immer gesellschaftlich regelungsbedürftig. Sie ist beunruhigend, weil sie Tod und Leben miteinander verschlingt, weil sie in Lust und Genießen die existenziellsten Empfindungen hervorbringt: Aggression, Hingabe, Rausch, Auflösung. Geschlechterordnungen gehören daher zum Fundament jedes menschlichen Gemeinwesens.
2. Die Tatsache, daß wir nur je ein Geschlecht haben/sein können, ist in den geschlechtlichen Körper eingeschrieben, der insofern immer auf den anderen verweist als auf das, was wir nicht sind/haben. Das ist der Sinn der Bezeichnung ›Geschlechterdifferenz‹ (Differenz in sich und Verstrickung mit dem Anderen).
3. Diese Gespaltenheit (Differenz) ist ein Fundamentum der menschlichen Existenz, das sich in der Geschlechtlichkeit des Menschen verdichtet zeigt. Deshalb können wir Geschlecht als ›Ersten Repräsentanten von *différance*‹, als Repräsentanten der Gespaltenheit des Subjekts auffassen.
4. In unserer Denktradition/-ordnung gerät diese Geschlechterdifferenz unter den Einfluß dichotomisierender binärer Denkstrukturen. Diese begünstigen eine Auffassung von ›Differenz‹ als ›Unterschied‹ (zwischen Zweien) und bringen so eine *hierarchische* Geschlechterordnung hervor. Mit der Verwechslung *dieser* Geschlechterordnung mit Geschlecht/Geschlechterdifferenz selbst wird die Chance vertan, die dynamische Kraft, die der Geschlechterdifferenz (und der Möglichkeit nach auch der *Geschlechterordnung*) innewohnt, produktiv zu nutzen.
5. Wenn die elementare stabilisierende Funktion der Geschlechterordnung (die sie aufgrund der Regelungsbedürftigkeit von Sexualität hat) nicht verstanden und beantwortet wird, dann

- wird deren Auflösung zu einer Rigidisierung anderer haltgebender Ordnungen führen (z.B. in Sekten, in rassistischen oder politischen, tendenziell totalitär strukturierten Zusammenhängen).
7. Für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung folgt daraus: Es gibt einen relevanten strukturellen Zusammenhang zwischen einer Denkstruktur des Entweder-Oder, die auf hierarchisierende Oppositionsbildung gründet, der traditionellen Geschlechterordnung und anderen autoritär strukturierten Bereichen.
 8. Die größte Aufmerksamkeit muß also auf die Strukturen selbst gerichtet werden, denn geschlechertypisierende Zuschreibungen sind erst deren Folge. Es wäre fatal, die Bedeutung der Geschlechterordnung zu verkennen. Aber es wäre ebenfalls ein großer Fehler, pädagogische Antworten auf gleichheits- und gerechtigkeitsstiftende Maßnahmen zu verkürzen. Wenn wir nur auf offensichtliche Geschlechterhierarchien achten (und uns bemühen, die abzubauen), bleibt der wesentliche Punkt unerkant.
 9. Je mehr nun die edukativen Aufgaben von der Familie abgezogen werden (z.B. zugunsten von ›Mutter + Kind‹ als kleinster gesellschaftlicher Einheit), desto größer wird der Raum diffuser und ungeklärter Zuständigkeiten – eine Leerstelle, die noch nicht gefüllt werden kann mit Auffassungen über Verantwortung und Zuständigkeiten bzw. neuen Geschlechtsentwürfen.
 10. Hier muß also die Erziehungswissenschaft analog zum Unterscheidungsproblem Arbeit / Beziehung auch die alte Frage der Erziehungsbedürftigkeit erneut diskutieren, und zwar aus zwei Gründen: um die Unterscheidung zwischen Großziehen

und Erziehen unter den veränderten Umständen neu beantworten zu können, und um herauszufinden, wie die Tradierung von Geschlechterbildern in diesen Prozessen vonstatten geht und künftig anders vonstatten gehen könnte.

11. Die Erziehungswissenschaft kann es sich nicht leisten, die Augen vor den Anforderungen zu verschließen, die durch die aktuell bereits eingeleitete Umbruchphase auf die Pädagogik zukommen. Wenn es gelingt, den Differenzgedanken für den Subjektbegriff als erziehungswissenschaftliche Basiskategorie produktiv zu machen, könnte das zu einer Rückgewinnung des Pädagogischen für die Erziehungswissenschaft beitragen.

Barbara Köster

Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens

In den Anfängen der Frauenbewegung war vom Begehren noch nicht die Rede, wir sprachen von Lust. Erst in den letzten zehn Jahren hat der Begriff Begehren eine steile Karriere gemacht.

Einmal abgesehen von dem theoretischen Kontext, aus dem er stammt, hat es den Anschein, als ob der Begriff Begehren besser in den augenblicklichen feministischen Zeitgeist passen würde. Begehren: das hat etwas Aktives, Zielorientiertes, Zupackendes, Dynamisches; Lust hingegen scheint etwas Passives, Empfangendes anzuhaften, sie ist ein Zustand, eher das Motiv einer Handlung als die Handlung selbst.

Haben wir hier vielleicht das alte Problem von aktiv und passiv, legiert mit weiblich und männlich, vor uns?

›Ich begehre etwas‹, das hat etwas Drängendes. ›Ich habe Lust‹, das hat eher etwas Diffuses, Träges. Das läßt auch denken an die weibliche Orgasmuskurve, die eher ein Plateauniveau hat im Vergleich zur steil ansteigenden und abfallenden Orgasmuskurve des Mannes.

Ist Lust vielleicht etwas, was die neuen Frauen nicht mehr haben wollen, weil innerlich verbunden mit Hingabe, Auflösung, Abhängigkeit, während Begehren hingegen als etwas Klares, Eindeutiges, innerlich Abgegrenztes erscheint?

Folgen wir diesen Assoziationen ein wenig, so können wir sie verbinden mit einem anderen dominanten Thema der Frauenbewegung, dem Verhältnis zu den Männern oder zur Männlichkeit. Grob schematisiert würde ich behaupten, daß in den siebziger Jahren ein Bemühen zu beobachten war, Weiblichkeit neu zu definieren, sie aufzuwerten und von männlichen Einflüssen zu reinigen. Es galt, Weiblichkeit als einen eigenen Wert zu setzen. Da wurde das berüchtigte Wort »männerfixiert« erfunden, mit dem Frauen, die als zu aggressiv, ehrgeizig oder dominant empfunden wurden, mundtot gemacht werden konnten. Frau ging deshalb ernsthaft in sich, um zu ergründen, welche Eigenschaften, Zielvorstellungen an ihr vielleicht nicht weiblich waren und tatsächlich einer Identifikation mit dem Männlichen geschuldet waren. Fähigkeiten wie Empathie, Intuition, schweesterliche Unterstützung standen hoch im Kurs.

Auch in der Sexualitätsdebatte gab es diese Tendenz, die in ihrem Extrem mit einem Penetrationsverbot verbunden war. Analog zu dem Wort »männerfixiert« wurde das Wort »schwanzfixiert« geprägt. Es ging darum, die weibliche Sexualität von männlichen Einflüssen zu reinigen: »Um einen Orgasmus zu erleben, brauchen Frauen keine Penetration, denn der ganze Körper der Frau ist eine erogene Zone.« Es war die große Renaissance der Klitoris, der Mythos vom vaginalen Orgasmus wurde destruiert. Frau als Frau genügt sich bzw. braucht zu ihrer Erfüllung nur die Spiegelung in einer anderen Frau. Weiblichkeit pur war das Ziel und der ultimative Wert.

Das ging dann politisch über in separatistische Phantasien wie der Gründung von Frauenland, und auf der alltäglichen Ebene sprießten die Frauenwohngemeinschaften. Es gab die Frauen-Ferien-Camps, von denen Frauen wie be- und verzaubert zurückkamen und wunderbare Geschichten zu erzählen hatten von der

ursprünglichen Kraft des Weiblichen, wenn sie erst einmal befreit ist von der Domination durch das Männliche. Die rein weibliche Lust wurde als Kraftquelle entdeckt und gefeiert. Für viele Frauen, soweit sie sich als hartnäckig heterosexuell erwiesen, entstand ein praktisches Dilemma, denn: »Feministisch die Theorie, lesbisch die Praxis.«

Nun ist die individuelle Form der Sexualität aber kein voluntaristischer Akt. Es kam die Zeit der Spaltungen. Ein Ausdruck davon war die Mütterbewegung, die zwar auch tunlichst vermied, über die Väter zu reden, aber irgendwo doch wohl etwas mit den Männern zu tun gehabt haben mußte – obwohl natürlich auch die Hypothese der Parthenogenese ernsthaft diskutiert wurde.

Die Veränderung der Lebenspraxis durch die Geburt des ersten Kindes, das Ende des Studiums und der Beginn des Berufslebens wie auch die veränderte politische Landschaft riefen eine veränderte Theorie und Praxis hervor. Viele Frauen hatten sich in die bestehenden großen politischen Organisationen und Parteien integriert und interpretierten nun die feministischen Inhalte im Kontext von deren Programmatik. Plötzlich gab es merkwürdige Verquikungen wie die Parole: »Lust auf Macht!«. Hier erschien eine Verbindung von weiblicher Urkraft, nämlich »Lust«, mit männlichen Zielen, nämlich »Macht« stattzufinden. Ich erinnere mich daran, daß ich von dieser Parole total befremdet war und sie für einen Widerspruch par excellence hielt.

Bald darauf tauchte der Begriff Begehren auf. Eigentlich entstammend dem Differenzdiskurs, war er wunderbar zu integrieren in den sich ausbreitenden Gleichheitsdiskurs. Männer, als konkrete Personen in bestimmten Positionen, waren auf der politischen Ebene weiterhin das Feindbild – aber nicht mehr das Männliche. Es ging nämlich jetzt darum, dieselben Rechte, Chancen, Ausbil-

dungen und Bezahlungen wie Männer zu erringen. Der Mann wurde damit unter der Hand zum Maßstab, an dessen Position und Privilegien das Ausmaß der Diskriminierung von Frauen abzulesen war. Strategisch wurden männliche Verhaltensweisen das Modell für Erfolg, den es durch Fördermaßnahmen zu erreichen galt.

Jetzt waren die Power-Frauen, die sich durchsetzen konnten, moderne Frauen, die, wenn es sein mußte, eben auch mit einer Frau konkurrierten – jedenfalls in Beruf und Politik, über Sexualität wurde ja nicht mehr geredet. Angesehen war die Frau, die alles so gut konnte wie ein Mann und sogar noch einen Tick besser war als dieser, weil Frau (das war sozusagen das Restideologem aus dem Aufbruch). Begehren wurde damit zu etwas Zielorientiertem, im Gegensatz zur Lust, die etwas sich Ausbreitendes war. Begehren war angeblich eindeutig zu formulieren und strategisch durchzusetzen. Rhetorik-Kurse, Durchsetzungs-Workshops, Quotierungen, Formulierung von Karrierezielen, coaching diente der Erfüllung des Begehrens nach Gleichheit.

Beide in dieser Weise umgangssprachlich besetzten Begriffe und die sich daraus ergebenden Verhaltensweisen haben den entscheidenden Nachteil, daß sie zu einem Stück weiblichem Selbsthaß beitragen. In der Lustkonzeption, gedacht als Aufwertung von Weiblichkeit, wird gewütet gegen den Teil der Person, der andere, jetzt plötzlich zu zensierende Wünsche hat. Sie verfallen dem Verdikt der Männeridentifizierung, werden damit illegitim und sind zu unterdrücken. Anstatt sich in einem Prozeß der Befreiung von Zwängen zu befinden, sind die Frauen einem ständigen Prozeß der Selbstbeobachtung, Selbstbewertung und eben auch der Entwertung unterworfen. Der gruselige Satz »Ich bin noch nicht so weit« (z.B. mit einer anderen Frau Sex zu haben) ist ein Zeugnis von diesem Desaster. Statt Befreiung neue Über-Ich-Zwänge, eine neue

verfolgende Selbstkontrolle, dazu noch unterschwellig eine ganz und gar traditionelle Vorstellung von Weiblichkeit, der ja gerade die eigene Biographie entgegenstand. Waren doch die jungen Frauen der zweiten deutschen Frauenbewegung die erste Generation von Frauen, die an der Uni relativ selbstverständlich studieren konnte, und der mit der Pille eine Möglichkeit von heterosexueller Sexualität zur Verfügung stand, die nicht mehr von der permanenten Furcht vor Schwangerschaft, unehelichen Kindern und damit Schimpf und Schande überschattet war. Sie hatten damit die Chance einer historisch ganz neuen Selbstbestimmung der eigenen Sexualität. Dieser Aufbruch in ein neues Frauenleben hatte ja auch durchaus mit Freude, Neugier und Abenteuerlust begonnen – aber genau diese Elemente galt es jetzt auf ihre »männlichen« Identifizierungen hin zu untersuchen und im Bedarfsfall zu zensieren. Eine neue (und vielfach ganz alte) Grenze anstatt eines neuen Feldes von Möglichkeiten tat sich wieder vor ihnen auf.

Umgekehrt, fast spiegelbildlich, geht es den Frauen, die eingegliedert sind in den frauenpolitischen Diskurs des letzten Jahrzehnts, in dem der Begriff Begehren seine Triumphe feiert. In diesem Diskurs geht es darum, fit zu sein, den Körper zu designen, Karriere zu machen, offensiv zu sein – permanente Aktivität ist angesagt. Selbst die Kinder sind zu einer zu bewältigenden Aufgabe geworden und gelten bestenfalls als weitere Qualifikationsmöglichkeit, da sie die soziale Kompetenz von Frauen erhöhen. Junge Frauen, die immer noch Friseurin werden wollen, anstatt einen anständigen Männerberuf zu erlernen, gelten als zurückgeblieben. Lieber in weichen Haaren herumzuföhnen und sich mit Schönheit zu beschäftigen, als mit harten Schrauben zu hantieren und sich die Finger aufzuschlagen, ist tendenziell reaktionär. Sich nicht durchsetzen und keine Karriere machen zu wollen oder zu können,

gilt als ein bedauerlicher Mangel: Diese Frauen müßten oder sollten sich mit ihrer Mangelhaftigkeit auseinandersetzen, denn bei ihnen deutete alles darauf hin, daß sie eine offensichtlich spezifisch weibliche Trägheit noch nicht überwunden haben.

Auch hier wieder ein Mangel, ein Noch-nicht, ein Zu-wenig, Nicht-richtig – Einschätzungen, die sicher nicht zur Selbstliebe beitragen.

Was ist denn bloß das Richtige, Lust oder Begehren, aktiv oder passiv, männlich oder weiblich? Was ist denn nur das richtige weibliche Begehren, das Lust versprechen könnte?

Ganz kurz sei angemerkt, daß Freud die Gleichsetzung von aktiv mit männlich und passiv mit weiblich für eine Phantasie aus dem analen Universum hält, wo der Geschlechtsunterschied sich den Individuen noch nicht vollständig erschlossen hat. Insofern sagt diese Gleichsetzung ziemlich viel über das Individuum aus, das im Erwachsenenalter noch daran glaubt, und ziemlich wenig über das Individuum, das so bezeichnet wird.

Ich würde jetzt gern zu Freud zurückgehen, um die umgangssprachliche Verwirrung der Begriffe anhand seiner Definitionen zu klären.

Lust ist bei Freud das Prinzip, das das gesamte psychische Geschehen einer Person regelt. Ein ökonomisches Prinzip, das dafür sorgt, daß sowohl die Erregung, die aus dem Inneren stammt, als auch die Erregung, die aus dem Außen kommt, so gering wie möglich gehalten wird. Das Lustprinzip ist das Konstanzprinzip: Der Idealzustand wäre die völlige Erregungslosigkeit, die vollständige Entspannung, d.h. der Tod.

Begehren gibt es als Begriff bei Freud überhaupt nicht, er kommt zu uns als eine Rückübersetzung aus der französischen

Psychoanalyse. Bei Freud gibt es den Begriff der ›Libido‹, die im Unterschied zum Prinzip als Ursache gesehen wird, eine Unterscheidung, die wir schon in der griechischen Philosophie finden, als Unterschied zwischen *princeps* und *causa*. Libido ist die Kraft, durch die sich die Triebe bewegen. Ein Moment der Dynamik.

Lacan bemüht sich um eine Differenzierung dieses recht unspezifischen Begriffs der Libido im Theoriegebäude von Freud. Er führt drei Register an, in denen sich die Libido ansiedeln kann:

1. Das Register des Realen: Die unhintergehbare chemophysiologische Basis des Menschen, die sich selber auf keinen Fall sprechen oder symbolisieren kann. In diesem Register äußert sich die Libido als Bedürfnis, als ein körperliches Bedürfnis nach Selbsterhaltung.

2. Das Register des Imaginären: Die unbewußten Triebrepräsentanten, die sich im Lauf der Entwicklung in Anlehnung an die Funktionen der Körperöffnungen bilden und aus diesen erogene Zonen machen. Sie heften sich an Wort- und Sachvorstellungen und äußern sich in Träumen, Fehlhandlungen, Witzen, Versprechen und natürlich in den unterschiedlichsten Symptomen. In diesem Register erscheint die Libido als Anspruch. Anspruch auf Befriedigung, gerichtet an Personen oder an die Welt.

3. Das Register des Symbolischen: Das dem Individuum vorgängig existierende System von Sprache und Ordnung, in das es hineingeboren wird, in dem es seine Struktur und Position bekommt und selber wiederum sich, die Anderen und die Welt bezeichnet. Hier äußert sich die Libido in der Sprache als Begehren.

Begehren als Begriff ist in diesem theoretischen Kontext ein Spaltungsprodukt des umfassenderen Konzepts der Libido. Es erscheint beraubt seiner realen und imaginären Dimension – was als theoretisches Konstrukt vorstellbar ist, als realer psychischer Vor-

gang aber nicht passiert. Es ist quasi ein gereinigter Begriff, insofern als er der Körperlichkeit ebenso entkleidet ist wie seines diffusen Wunschcharakters. Ganz so zufällig oder beliebig sind die umgangssprachlichen feministischen Assoziationen also doch nicht.

Doch zurück zu Freud. Er sieht zwei Arten von Trieben am Werk. Für ihn gibt es die Selbsterhaltungstrieb und die Sexualtriebe. Beide werden geregelt vom Lustprinzip. Die sexuellen Triebe bekommen ihre Schubkraft von der Libido, die Selbsterhaltungstrieb von den physiologischen Notwendigkeiten des Körpers wie Essen, Schlafen, Ausscheiden, Atmen. Freud unterstellt, daß die Libido eine noch nicht erforschte chemophysiologische Basis habe. Sie ist keineswegs eine psychische Kraft und sie ist strikt ungeschlechtlich (wobei auch Freud sie manchmal, quasi in einem Rückfall, männlich, weil aktiv nennt). Beiden Geschlechtern ist diese Libido gleich zu eigen.

Das Raffinierte nun an den sexuellen Trieben ist, daß sie sich vom ersten Lebenstag anlehnen an die Lebenserhaltungstrieb. Das Kind trinkt an der Brust oder auch aus der Flasche und stillt dabei sowohl seinen Hunger – was ihm Lust bereitet, da somit das Erregungsniveau sinkt, als es dabei auch seinen Sexualtrieb befriedigt. Die orale Erregung, die ausgeht von der Mundhöhle, der Zunge, dem Hals, wird durch das Einsaugen der Milch auch besänftigt. Diese Befriedigung wiederholt das Kind im Lutschen am Daumen dann autoerotisch, dabei verschafft es sich Befriedigung, ohne Hunger, d.h. ein physiologisches Bedürfnis zu stillen. Das heißt, die sexuellen Triebe sind angelehnt an die rein physiologischen, können sich aber von diesen befreien und allein wirksam werden, und zwar sowohl als Erregung im Inneren als auch in der körperlichen Abfuhr im Außen.

Vom ersten Lebenstag an sind an dieser Befriedigung auch

schon sowohl imaginäre Elemente beteiligt, da sich das Kind die Brust der Mutter, ihr Halten, ihren Körper imaginiert, als auch symbolische Elemente, nämlich die Worte oder Laute, die die Mutter an das Kind richtet, und die von diesem als eine Verlängerung ihres Körpers wahrgenommen werden.

Sehr bald bemächtigt sich das Kind auch dieser Elemente zur Befriedigung seiner Triebe, indem es imaginäre Nähe dadurch herstellt, daß es vor sich hin brabbelt, Tönchen macht, dabei lächelt etc. Das heißt, die Libido ist von Anfang an als Bedürfnis, Anspruch und Begehren präsent, real, imaginär und symbolisch.

Ich spreche hier vom ungeschlechtlichen Kind und nicht von Mädchen und Jungen, um klar zu machen, daß es sich dabei um eine menschliche Grundausstattung handelt, unabhängig vom Geschlecht. Diese Triebstruktur in ihrer Dreifaltigkeit scheint den Menschen vom Tier zu unterscheiden und somit allen Menschen gemeinsam zu sein.

Nichtsdestotrotz ist das Kind (als Neutrum) vom Tag der Geburt an eingereiht in die Signifikantenkette und damit bezeichnet als Tochter oder Sohn, Mädchen oder Junge. Das bleibt natürlich nicht ohne Auswirkungen. So gibt es die Beobachtung, daß die Babys sehr schnell entdecken, daß es noch andere Erregungsquellen als den Mund gibt, und sie beginnen, an ihren Genitalien zu tasten und zu zupfen. Kleine Jungen sind damit wesentlich länger beschäftigt als kleine Mädchen, die sich dafür aber länger ihrem eigenen After zuwenden. Ich glaube nicht, daß dies anatomisch zu erklären ist, denn so ein kleines Händchen kann genauso leicht in eine Spalte hineingleiten wie an einem hervorstehenden Penis hängenbleiben. Wir können wohl eher davon ausgehen, daß die Mutter, seltsam berührt von dieser frühen, schamlosen Onaniegeste, bewußt oder unbewußt, das Händchen bei dem Mädchen eher

wegschiebt oder zumindest den Akt ignoriert und keinesfalls sprachlich begleitet, was man durchaus beobachten kann, wenn ein kleine Junge dabei gesehen wird, wenn er an seinem Penis spielt. Da wird gequitscht, gekichert, vielleicht auch ruppig verbotenen, aber es wird kommentiert und damit mit Bedeutung belegt. So können frühe Triebrepräsentanten entstehen bzw. nicht entstehen. Trotzdem finde ich es angenehm zu hören, daß die kleinen Mädchen schon in dieser frühen Zeit so clever sind, ihre Befriedigungsmöglichkeiten einfach zu verlagern und sich damit andere Wege zu verschaffen – das deutet auf die Kraft der Libido hin.

Diese soziale Dimension diskutiert Freud nicht. Für ihn beginnt die Sexuierung des Menschen erst in dem Augenblick, wo sich die Frage erhebt, »Woher kommen die Kinder?«, d.h.: »Woher komme ich?«. Da ergibt sich nicht gleich die richtige Antwort, selbst wenn aufgeklärte Eltern elaborierten Aufklärungsunterricht bieten. Dies ist eine Beobachtung, die in jedem Kinderladen gemacht werden kann, wo die Kinder »abschnurren« können, wie, biologisch korrekt, die Kinder produziert werden, um im nächsten Augenblick mit einem anderen Kind auf die Toilette zu verschwinden, um dort ein Kakakind zu machen.

Denn zunächst bleibt die Bedeutung des Geschlechtsunterschieds sehr vage. Die ersten Vorstellungen sind oraler Art: Es muß etwas Bestimmtes gegessen werden, und dann kommen die Kinder. Manchmal werden solche Vorstellungen von den Erwachsenen gestützt und halten sich dann sehr lange. Meine Mutter z.B. legte mit mir zusammen jeden Abend ein Zuckerstückchen auf das Fensterbrett und ließ mich singen: »Storch, Storch guter, bring mir einen Bruder« bzw. »Storch, Storch bester, bring mir eine Schwester«. Sie war schwanger und bereitete mich so auf das an-

stehende Ereignis vor – das Ergebnis ist, daß ich mich nicht daran erinnern kann, meine Mutter mit einem dicken Bauch gesehen zu haben. Es hatte wohl keinerlei Bedeutung für mich. Außerdem mag ich bis auf den heutigen Tag keine Süßigkeiten, denn ich war überhaupt nicht entzückt über die Ankunft dieses Thronprinzen, der mich verdrängte.

Anschließend gibt es die Vorstellung, daß die Kinder wie Kot aus dem After kommen, dann wird der Bauchnabel entdeckt, von dem vermutet wird, daß er aufplatzt und die Kinder da herauspurzeln, es gibt die Idee, daß sie aus der Brust entspringen können. Alles völlig ungeschlechtlich Vorstellungen.

Langsam dämmert die Erkenntnis, der Vater könnte etwas damit zu tun haben, d.h., daß es vielleicht zwei Menschen braucht, um einen dritten zu machen. Wird dann ein Koitus beobachtet, so wird dieser in analen Kategorien als Überwältigen, Raufen wahrgenommen, und der Urin, das »Reinpinkeln« wird in Erwägung gezogen.

Alle die bisher am Kinderkriegen beteiligten Organe und Vorgänge sind in beiden anatomisch unterschiedlichen Körpern zu finden. Nun ist diese Sexuierung von Erregungen aller Art begleitet, ebenso wie von autoerotischen Befriedigungen. Es gibt für die Sexualtriebe noch keine feste Struktur, sondern sie stehen unverbunden nebeneinander. Die erste Struktur, die sich bildet, entsteht aus der Konstitution der Mutter als erstem Objekt. Das Kind will die autoreerotische Befriedigung hinter sich lassen und sich eines realen Objekts bemächtigen, sucht deshalb ein Objekt außerhalb des eigenen Körpers zu finden, das dem eigenen Körper und dessen Befriedigungsmöglichkeiten aber ähnelt. Dieses Objekt findet es im Körper der Mutter. Diesen Körper für die eigene Befriedigung zu erobern, verbunden mit der Phantasie, ein Kind zu machen, ist der Beginn der Strukturierung des Sexuallebens und der Sexuierung.

Beide, das kleine Mädchen ebenso wie der kleine Junge, wollen die Mutter erobern und bieten dafür alles auf, was sie haben und nicht haben. Dabei nehmen sie eine bemerkenswerte Spaltung vor. Sie wollen nicht die Mutter erobern, die sie bisher versorgt hat, sondern die Frau, die sie noch nicht kennen, von der sie sich aber alles versprechen. Sie bemerken, daß in dem Vater der Mann steckt, der für die Mutter als Frau von Interesse ist – schließlich verschwinden die beiden nachts hinter der Schlafzimmertür und werfen das Kind aus dem Bett, das sie gemeinsam teilen. Die Frage, die aufkommt, lautet: Wie schlägt man diesen Mann/Vater aus dem Feld, wie wird man zu dem begehrten Objekt der Mutter, bzw. wie erobert man diese, damit sie sich als Objekt zur Verfügung stellt?

Eine Strategie besteht darin, sich mit dem Vater zu identifizieren. Alles, was er macht, wird interessant und muß überboten werden. Das ist für den Jungen bekannt, aber auch bei dem kleinen Mädchen gibt es diese Phase, wo es so sein will wie der Mann/Vater, ja sogar besser sein will als dieser. (Für den Jungen gibt es eben auch eine wenig beachtete Phase, wo dieser versucht, wie die Mutter/Frau zu sein, um sich dem Vater als Liebesobjekt angenehm zu machen. Diskutiert wird diese Phase immer nur im Zusammenhang mit der Entstehung der männlichen Homosexualität, aber sie findet sich genauso, sicherlich weniger stark und lang andauernd, in anders verlaufenden männlichen Biographien). Mein Sohn beispielsweise war davon überzeugt, ein Kind mit seinem Vater machen zu können. Für den Fall einer plötzlich auftretenden Menstruation, mit der er fest rechnete, hielt er sich einen Vorrat von Binden unter seinem Bett, der immer wieder überprüft wurde.

Diese Identifikationen scheitern schmerzlich, mit Scham und Peinlichkeit an der Realität. (Die Binden verschwanden eines Tages

sang- und klanglos und durften nie mehr erwähnt werden.) Das Mädchen muß erkennen, daß zwei Frauen zusammen keine Kinder machen können, der Junge muß erkennen, daß zwei Männer zusammen keine Kinder machen können. Hilfreich oder erschwerend kommen die Gebote und Verbote der Erwachsenen hinzu. Es ist nicht einfach die Akzeptanz des Faktischen, die hier wirksam wird, sondern die Illusion zerschellt aus vielen Gründen, was mit großer innerer Verzweiflung verbunden ist.

Schmerzlich ist die Aufgabe des Liebesobjekts, von dem sich so viel Befriedigung versprochen wurde. Peinlich ist die Einsicht in die eigene Verkennung der Realität. Das Mädchen war stürmisch und heftig davon überzeugt, den Vater bei der Mutter als Mann ersetzen zu können, fühlte sich in der Lage, alles zu machen, was er konnte und noch viel mehr. Sie war der bessere Mann, nur die Mutter/Frau mußte noch davon überzeugt werden. Ob an dieser Illusion und den damit zusammenhängenden Wünschen, Erregungen, Strategien festgehalten wird, wie stark sie verdrängt und zensiert werden müssen, ist sicherlich abhängig von der individuellen Biographie. Es kommt darauf an, wie von der Umgebung darauf reagiert wird, daß das kleine Mädchen meint, ein Mann zu sein, der um die Mutter/Frau wirbt. Sie scheitert mit dieser Illusion an dem Realen des Körpers, daran kommt kein Mädchen vorbei (was immer sie später aus dieser Tatsache machen wird, sie verleugnen oder anerkennen), und sie ist gekennzeichnet im symbolischen System mit dem Signifikanten Frau bzw. Mädchen. Die Ausgestaltung dieses Signifikanten wird maßgeblich dazu beitragen, wie heftig sie die Verhaltensweisen, die darauf schließen lassen, daß sie sich einmal als kleiner oder großer Mann gesehen hat, verdrängen muß. In einer Kultur, die auch kleinen Mädchen und erwachsenen Frauen Selbständigkeit, Aktivität, erotische Verführungsstrategien,

aggressive Körperlichkeit, lautes fröhliches Treiben, Intellektualität, Eroberungslust und Neugier zubilligt, werden Verhaltensweisen, die aus dieser Zeit stammen, weniger zurückgedrängt werden müssen, sondern können vielmehr in den Signifikanten Frau integriert und somit behalten werden. Dennoch ist ihr durch die Unterwerfung unter den Signifikanten Frau eine Position vorgeschrieben, die sie sehr weit verschieben kann, die ihr aber dennoch eine Grenze setzen wird. Es ist illusionär anzunehmen, daß es jemals ein symbolisches System geben könnte, in dem unter einem Signifikanten sich sämtliche Triebbefriedigungsmöglichkeiten finden lassen werden. Darauf weist Freud sehr klar in seinem Aufsatz »Das Unbehagen in der Kultur« hin. Wichtig ist aber festzuhalten, daß der Signifikant eben historisch unterschiedliche Bedeutungen annehmen kann.

Aber in dieser stürmischen Zeit haben sich Wünsche gebildet, sind Triebrepräsentanten entstanden, die in der Zeit des Zerschellens unbewußt gemacht wurden. Sie unterliegen jetzt dem Verbot, werden jedoch nie mehr ganz verschwinden und im Unbewußten virulent bleiben. Das kleine Mädchen war einmal ein Mann, mit all den entsprechenden Phantasien und Wünschen, eine Frau zu erobern, ihr ein Haus zu bauen, ihr ein Kind zu machen, sie zu beschützen, zu retten, zu beeindrucken und zu verführen. Der kleine Junge war einmal ein Frau, parfümiert, geschminkt, in Seide einherrauschend, dem Mann sich hingebend, ein Kind machend. Das waren heftige Triebwünsche, verbunden mit hohen libidinösen Besetzungen, die dem Unbewußten verfielen. Sie ließen sich im Realen des Körpers nicht stützen und finden im symbolischen System kaum oder wenig Anerkennung, wenn die Positionen Mann/Frau festgelegt ist, aber im Imaginären bleiben sie erhalten. Sie gestatten es, daß es eine Verständigung zwischen den Ge-

schlechtern gibt, weil Mann und Frau eben nicht fundamental voneinander verschieden sind. Die Phantasien können sich berühren, denn die Grenzen sind nicht so dicht, wie es das symbolische System behauptet und das Reale der Körper zu beweisen scheint. An diesem Punkt hat der Gleichheitsdiskurs seine Berechtigung. Beide Geschlechter haben die gesamte Palette menschlicher Triebwünsche in sich versammelt, jedenfalls imaginär – was allerdings nichts an der Tatsache ändert, daß beide Geschlechter sich mit einer absoluten Grenze, die ihnen allerdings gemeinsam ist, auseinanderzusetzen haben. Beide müssen akzeptieren, daß sie von einem Mangel gekennzeichnet sind. Es gibt zum einen die Endlichkeit des Körpers, d.h. den Tod, und zum anderen kann jeder nur ein Geschlecht haben, d.h. nur in einem anatomisch weiblichen Körper mit den entsprechenden physiologischen Möglichkeiten oder einem männlichen Körper stecken.

Der Gleichheitsdiskurs kann sich deshalb nur im symbolischen System verankern, als das gleiche Recht auf die Verwirklichung von Wünschen. Die Einschränkungen ergeben sich aus den Signifikanten Mann und Frau, die in ihrer Position zueinander aber kulturell und historisch verschiebbar sind. Gleichheit wäre dann zu verstehen im Sinne eines Rechts, unabhängig vom Geschlecht die in jedem Menschen vorhandenen Wünsche nach Maßgabe des Gesetz, realisieren zu können.

Wo ist jetzt unser weibliches Begehren geblieben?

Gemeinsam ist Männern und Frauen das Lustprinzip als regulierender ökonomischer Faktor, und allen gemeinsam ist die Libido als dynamisches Element, als aktiv drängende Kraft der Sexualtriebe, die sich bei beiden Körperformen anlehnen an die Körperfunktionen. Unterschiedlich sind das Reale der Körper und die symbolischen Positionen, zwischen denen es Verbindungen, aber keine

Entsprechungen gibt. Unterschiedlich deshalb auch notwendigerweise die Tribschicksale. Die Strategien des Mädchens, wenn es einsehen muß, die Mutter/Frau nicht als Mann verführen und erobern zu können, bestehen darin, sich mit der Mutter zu identifizieren, um wenigstens den Vater zu erobern. Hier wird dann aus dem ›Ein Kind machen wollen‹ das ›Ein Kind haben wollen‹. Ein Wunsch, der ebenfalls scheitern wird, weil die Erfüllung dieses Wunsch sowohl real unmöglich ist als auch, wesentlich wichtiger für den weiteren Verlauf des Tribschicksals, weil es verboten ist, mit dem Vater ein Kind zu machen (Inzestverbot).

Der Junge hingegen scheint ganz in der Identifikation mit dem Vater aufgehen zu können, und erst nach massiver Androhung von Strafe von seinem Unterfangen der Rivalität abzulassen. Die Einsicht in die Realität (zu klein, zu früh) scheint dabei kaum eine Rolle zu spielen. Immerhin scheint es für ihn eine Stütze im Realen zu geben (wenn auch noch klein, aber das kann leicht überschätzt werden). Die Phase der Identifikation mit der Mutter scheint in unserer Kultur so beschämend zu sein, daß sie kaum Spuren im Diskurs der männlichen Heterosexualität zu hinterlassen zu scheint.

Was bleibt, ist, daß es in einem als Frau bezeichneten Subjekt sämtliche Triboobjekte und Modalitäten gibt oder geben kann, wie in einem als männlichen bezeichneten Subjekt. Diese lagern sich aber anders an und sind sowohl aufgrund der symbolischen Position, als auch aufgrund der realen anatomischen Ausstattung mit anderen Gesichtern versehen. Es kann deshalb nicht darum gehen, weibliche oder männliche Anteile zu realisieren, sondern darum, die vorhandenen Wünsche wahrzunehmen, ohne sie zu sortieren oder mit Etiketten wie weiblich oder männlich zu versehen. In unterschiedlichen Mischungen, aufgrund der Identifikation in

der frühen Kindheit mit beiden Geschlechtern, ist die ganze Palette möglicher und unmöglicher menschlicher Wünsche vorhanden.

Wollen wir unbedingt von einem weiblichen Begehren sprechen, dann insofern, daß aufgrund des Realen sich bei Frauen möglicherweise andere Triebrepräsentanten in den Vordergrund schieben und aufgrund des Unterschieds im Symbolischen von Männern und Frauen andere Zensuren vorgenommen werden. Somit ist das Begehren einer mit dem Signifikanten Frau bezeichneten Person immer in gewisser Weise als weiblich zu bezeichnen, was aber nichts über Inhalt, Stärke und Form aussagt. Es kann weder darum gehen, die Identifikation mit der Mutter zu hypostasieren, noch die Identifikation mit dem Vater zu verteufeln oder zu fördern.

Jeder Frau und ihren Tribwünschen ist es überlassen, darüber zu entscheiden bzw. sich von ihren Wünschen entscheiden zu lassen, was sie davon in der Realität verwirklichen kann oder will. Es braucht sozusagen nichts erfunden zu werden, es ist im Imaginären alles da. Die Grenzen sind das Reale des Körpers und die Möglichkeit der Verschiebung der Bedeutung des Signifikanten Frau, wozu es unter anderem einer gemeinsamen politischen Anstrengung bedarf.

Es erscheint mir deshalb unmöglich, ein weibliches Begehren ›an sich‹ zu definieren. Es geht einzig darum, daß Frauen sowohl den Mut als auch den Wunsch haben, Platz zu schaffen für ihr individuelles Begehren, gleich aus welcher Phase es zu stammen scheint. Es gibt nämlich weder ein politisch korrektes Begehren noch eine sexuierte Lust.

Christine Drößler

**Fleischeslust.
Intelligenz – Dynamik – Körperlichkeit**

In der Gewissheit, dass es viel Material und Quellen zum Thema »Fleischeslust« gibt, habe ich das Angebot der Frankfurter Frauenschule, einen Vortrag zu diesem Thema hier auf dieser Tagung zu halten, gerne angenommen. Versprach das Thema doch, dass ich meine Erfahrungen und Beobachtungen im Bereich der Lobbyarbeit für SexarbeiterInnen in einen größeren soziologischen, sexualwissenschaftlichen und feministischen Kontext stellen könnte.

Groß war die Ernüchterung, als ich feststellen musste, dass weder empirisches noch wissenschaftliches Material zu diesem Thema in großem Umfang zur Verfügung steht: Weder im Internet, noch in Publikationen, geschweige denn in feministischer Literatur.

Das Ergebnis meiner Recherche ist von daher zunächst defizitär.

Die folgenden Ausführungen sind im Wesentlichen empirischer Natur und stützen sich auf meine Erfahrungen und Gespräche mit Menschen, die in der Sexindustrie arbeiten.

Definitionen und Konnotationen

Umfragen in meinem Freundes- und Bekanntenkreis sowie auf zwei großen Fachtagungen, die ich in diesem Jahr besuchen musste, bestätigten, was mir bei der Suche nach einer gängigen und vor allem

zeitgenössischen, aktuellen Definition des Begriffes »Fleischeslust« schon aufgefallen war: Das Wort wird nicht in unserer Alltagssprache verwendet. Mit dem Begriff verbinden wir eher klassische Literatur, Theater und darstellende Kunst.

Wahllos kann man diverse marktübliche Lexika und etymologische Wörterbücher herausgreifen und nach Definitionen des Begriffes »Fleischeslust« suchen. Das Ergebnis ist nicht sehr ergiebig. So wird sie zum Beispiel im Wahrig definiert als: »Sinnengenuss, Sinnenfreude besonders geschlechtlicher Art« (Wahrig – Deutsches Wörterbuch, Mosaik Verlag, 1980). Das hilft uns wenig weiter. Auch die Definition des Wortbestandteiles »Lust« ist wenig ergiebig. »Lust: Neigung, leichtes Verlangen, Bedürfnis, Wohlgefühl, Wohlgefallen, Freude, Befriedigung, Genuss, Gefallen, sinnliche Begierde, Erfüllung geschlechtlicher Begierden, Wollust« (Wahrig, a.a.O.). Mit dem Begriff der »Begierde« verhält es sich ähnlich: »Begierde: heftiges Verlangen, leidenschaftlicher Wunsch, Gelüst« (Wahrig, a.a.O.). Wir werden bei der Suche nach Räumen, an denen Fleischeslust heute noch stattfinden kann, noch einmal auf diese Definitionen zurückkommen.

Der Begriff »Fleischeslust« ruft unterschiedliche geschlechtsspezifische Konnotationen hervor: Für die von mir befragten Frauen war er eher negativ besetzt, für Männer eher positiv. Fleischeslust wird fast ausschließlich in Zusammenhang mit ausschweifendem, grenzen- und tabulosem Sex gesetzt, der die Gefahr in sich birgt, sich als Mann und (besonders als) Frau zu verlieren, sich hinzugeben, »nicht mehr (aus dem Bett) aufstehen« zu wollen u. ä. m.

Fleischeslust, darin waren sich fast alle Befragten einig, ist nicht nur eitle körperliche Begierde und Freude, sondern hat auch eine gefährliche, bedrohliche und für einige auch animalische und archaische Ebene, die den meisten Befragten nicht ganz geheuer zu

sein scheint und die sie auch nicht näher benennen und beschreiben können.

Die Redewendung »Der Fleischeslust verfallen« ist sprachlicher Ausdruck einer immer noch existenten faktischen Bedrohung, die Fleischeslust auslöst. Gerade das »Verfallen«, d.h. ein damit implizierter Kontrollverlust, die Möglichkeit des »Nicht-mehr Funktionierens« im Alltag, das Außerkraftsetzen von Zeit und Arbeit, die potentielle Gefahr des »Verrückt«-Werdens, wie es einige benannten, scheint im Wesentlichen für die befragten Frauen eine faktisch unerträgliche Vorstellung zu sein. Nichtsdestotrotz hat das »Verfallen« auf der Phantasie- und Wunschebene für die Majorität einen großen Reiz.

Viele Befragte meinten weiter, dass der Begriff der Fleischeslust eng in Zusammenhang mit dem Feudalismus zu sehen sei. »Der Fleischeslust frönen« ist eine uns bekannte Redewendung, die in unserer Alltagssprache aber nicht verwendet wird. Die ökonomische und wohl auch sinnliche Stufe des Feudalismus haben wir mit der Französischen Revolution hinter uns gelassen, die im sinnlichsten und fleischlichsten Sinne der »Fleischeslust« ein jähes und endgültiges Ende bereitete.

Wir leisten dem Fleisch keinen Fron, dienen ihm nicht wie einem Fronherren und geben uns auch in der Regel nicht rückhaltlos der Leidenschaft des Fleisches hin. Solche feudalen Vorstellungen erzeugen heute eher Angst und Schrecken.

Auf der rein fleischlich-sinnlichen Ebene ist besonders hervorzuheben, dass viele meiner Gesprächspartnerinnen und -partner meinten, dass allein schon eine intensive und sinnliche Wahrnehmung von Fleisch im Sinne von menschlichem Körper für sie stark eingeschränkt sei. Fleisch wird als ein Lebensmittel und nicht als ein (menschlicher) Körper auf der sinnlichen Ebene viel eher wahr-

genommen als das eigene Fleisch und das Fleisch des/der Anderen. Mit Fleisch verbinden die meisten auch gleichzeitig eine bestimmte Masse. Das Wort ruft Bilder von massigen Menschen, von knackigen Ärschen hervor, die dem Reiche Rubens' angehören. In einer seltsam fleischlosen Zeit – angeführt seien hier nur exemplarisch der Trend zur vegetarischen Ernährung, der Trend zum durchtrainierten, eher fleischlosen bzw. mageren und hageren Körper von Männern und Frauen – scheint die sinnliche Erfahrung mit Fleisch keine Alltagserfahrung mehr zu sein.

Bleibt unser Alltagswort Sex. In meinen Kurzumfragen zu »Fleischeslust« und auch den Literaturrecherchen steht er immer wieder im Raum. Zwar sind sich alle einig, dass Sex kein Synonym für Fleischeslust ist, ein anderes in unserer Alltagssprache benutztes Wort scheint es aber nicht zu geben. Einig sind wir uns auch darüber, dass Sex nicht die gleichen Konnotationen wie »Fleischeslust« hat. Und überhaupt: Mit dem Sex scheint es auch viele Probleme zu geben: Quer durch die Medienlandschaft wird Sex propagiert als: Schlankmacher, Fittmacher, Seelenpflästerchen gegen Depression, Mittel gegen Krebs u.ä.m. Es erscheint angesichts der Fülle der Praxisanleitungen für Sexualpraktiken und der Medienkampagnen für besseren und häufigeren Sex fast so, als müsste Sex erst mal wieder an Mann und Frau gebracht werden.

Bei der Frage gar nach weiblichem Begehren oder weiblicher Fleischeslust ernte ich auf allen Fronten ein müdes bis amüsiertes Lächeln. Hier hört die Phantasie auf und wir scheinen über Phantome zu reden.

Verorten

In der klassischen Literatur gibt es viele Beispiele für Fleischeslust und insbesondere – hier liegt ja unser großes Interesse – für weibliche Fleischeslust. Literarische Darstellungen von sexuell aktiven und interessierten Frauen sind insbesondere im 14. bis 16. Jahrhundert die Regel. Es gibt unzählige Quellen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, die zeigen, wie allgemein und verbreitet die Ansicht war, dass Frauen lüstern sind und großen sexuellen Appetit haben und daraus abgeleitet das Recht auf körperliche Befriedigung, und wenn es sein muss, auch auf mehr als nur einen Mann haben. Anzuführen sind hier folgende Quellen: Chaucers »Canterbury Tales«, Rabelais' Märchen »Gargantua und Pantagruel«, Boccacios »Decamerone« und natürlich das »Heptameron« von Margarete von Navarra. Ausführungen zu diesen Texten sind nachzulesen bei Herrad Schenk »Die Befreiung des weiblichen Begehrens« (Köln, 1991). Die meisten Quellen stammen von männlichen Autoren. Auf Seiten vieler Feministinnen stoßen diese Texte auf Abwehr, da sie der Ansicht sind, dass sie einzig und allein eine männlich patriarchalische Sichtweise der weiblichen Begierde und Lust dokumentierten und wohl eher auf der Wunsch- als Realitätsebene in ihrem Wahrheitsgehalt anzusiedeln seien. Die Darstellung dieser sexuell aktiven, interessierten bis hin zu unersättlichen Frauen entspränge damals wie heute der großen Angst der Männer vor den Potentialen der Frauen.

Zentral für uns ist hier nur, dass weibliche Fleischeslust zu einem Zeitpunkt denkbar und verbalisierbar und dass sie Bestandteil der sozialen Wirklichkeit von Menschen war.¹

1 Siehe hierzu auch: Ariès, Béjin, Foucault u. a.: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit, Frankfurt a. M. 1993

Heute sind wir weit entfernt von solch einer weiblichen sozialen Realität.

Durch die offene und immer massiver werdende Hexenverfolgung, die ihren Höhepunkt im 16. und 17. Jahrhundert erreicht, und mit der Französischen Revolution wird das Bild der sexuell aktiven und interessierten, sexhungrigen und unersättlichen Frau zugunsten einer seelenvollen und asexuellen Frau abgelöst. Sex ist für Frauen weniger wichtig als für Männer, so die Kernaussage einer Position, die sich seit dem 18. Jahrhundert gesamtgesellschaftlich durchsetzt und auch heute wieder sehr stark vertreten wird, insbesondere von Frauen. Warum sonst müsste man/frau Sex heute so stark in allen Medien, besonders in Frauen- und Familienzeitungen und Webseiten bewerben wie trockene Semmeln?

Die Vernichtung der »großen Hure« Frau, dem unersättlichen, aktiven und interessierten Menschen, führt dazu, dass die Frauen des Bürgertums im 19. Jahrhundert das ihnen aufoktroierte Bild der sexuell gezähmten, passiven und entsexualisierten Frau selbst verinnerlichten. »Kein Wunder, dass die weibliche Sexualität in den Untergrund ging, um sich weiteren Nachstellungen und Hexenjagden zu entziehen. Die Frauen versteckten ihre Sexualität so gut, dass sie sexuelle Bedürfnisse vor sich selbst leugneten oder sie nicht einmal mehr als solche wahrnahmen.«¹ Dies zum Status quo, an dem sich bis heute nur wenig verändert hat. Weibliches Begehren, weibliche Lust scheint es nicht zu geben bzw. nur in marginalisierten Bereichen.

Seit dem 19. Jahrhundert setzt sich die patriarchalische Macht gesamtgesellschaftlich durch. Produkt dieses Aneignungsprozesses ist unter anderem die fatale Spaltung der Frauen in Heilige und

Hexen, Heilige und Huren, Mütter und Huren, gute, d.h. entsexualisierte, und böse, triebhafte Frauen, die durch die christliche Lehre schon vor Beginn der Hexenverfolgung massiv vorangetrieben wurde.¹

Diese Spaltung in gute und böse Frauen ist bis heute nicht aufgehoben, noch wirklich durch Frauenbewegung und Feminismus in Frage gestellt worden. Ganz im Gegenteil wird sie zum Beispiel bei der Diskussion um die berufliche Anerkennung von Sexarbeit als Arbeit und Prostitution als Beruf durch Frauen weiter vorangetrieben und findet ihren Ausdruck in abolitionistischen und paternalistischen Positionen, die national und international ganz besonders und massiv von Frauen vertreten werden.

Die Abspaltung und fortschreitende Unterdrückung weiblicher Sexualität durch Männer und als Überlebensstrategie auch durch Frauen zeitigt aber in ihrer Folge einen wahren Boom in der Prostitution, die in der Industrialisierung als Sexindustrie seit den 70er Jahren dieses Jahrhunderts in Westeuropa kulminiert, und die Pornographie. Die »kleine Hure« bleibt als Relikt bestehen und existiert heute noch, marginalisiert, diskriminiert und stigmatisiert.²

Doch auch sie hatte keinen Frieden: »Nicht weil sie gefährlich war, wurde sie [die Prostituierte, C.D.] so aufmerksam beobachtet und vielfältigen Repressionen ausgesetzt, sondern weil sie sich den gesellschaftlichen Normen widersetzte. Deshalb musste sie kontrolliert und reglementiert werden. Krankheit diente nur als Metapher für die wahre Gefahr, die sie verkörperte: die Bedrohung der patriarchalischen Ordnung, d.h. der Ordnung schlechthin. Nicht von ungefähr assoziierten Konservative im 19. Jahrhundert die Prosti-

1 Schenk, Herrad: Die Befreiung des weiblichen Begehrens, Köln 1991, S. 76

1 Siehe hierzu: Pheterson, Gail: Huren-Stigma, Berlin 1990

2 Vgl. ebenda

tuierte mit dem drohenden Aufstand der Arbeiterschaft. Ungezügelte weibliche Sexualität war gefährlich, und die Prostituierte der frühen Neuzeit – ob als Kurtisane oder Wirtshausmagd, Mätresse oder Straßendirne – stellte die etablierte Ordnung in Frage und forderte sie heraus.«¹

Mit der »Sexuellen Revolution« und der Verbreitung der Pille in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts wird weibliche Lust und Begehren wieder zum Thema. Befreit von Schwangerschaftsängsten, konnten ganze Generationen von Frauen sexuelle Erfahrungen machen, und die Männer konnten ihrerseits Erfahrungen mit Frauen machen, die um eine schwere Angst leichter waren und damit auch freier im Umgang mit Sexualität. Die Suche nach der weiblichen sexuellen Identität war wieder in begrenztem Rahmen möglich, ohne sein eigenes Leben und den eigenen Ruf als Frau zu gefährden. Eines der wichtigsten Resultate der Sexuellen Revolution ist für mich eine Annäherung der Geschlechter im körperlichen, sinnlichen Bereich.

Doch all die Aufklärung hat den vielzitierten Geschlechterkampf nicht beendet und auch kein Revival der lüsternen, sexuell interessierten und aktiven Durchschnittsfrau in Gang gesetzt. Vielmehr erscheint es heute so, als hätten »die Frauen in den vergangenen dreihundert Jahren sexueller Unterdrückung das Fach gewechselt, so dass sich die ihnen zugeschriebene Gier und Unersättlichkeit nun nicht mehr im sexuellen, sondern im Gefühlsbereich äußert.«²

1 Norberg, Kathryn: Geschichte der Frauen. Bd. 3, Frankfurt

2 Schenk, Herrad, a.a.O., S. 88

Die »kleine« Hure

Institutionalisiert existiert zumindest die Illusion der sexuell aktiven, interessierten und lüsternen, gierigen Frau bis heute in der Pornographie, der Sexindustrie und in weitverbreiteten Klischees über Lesben. Im Folgenden beziehe ich mich nur auf die Sexindustrie.¹

Illusion deshalb, weil Menschen, die in der Sexindustrie Sexarbeit verrichten, sich in der Regel – hier greife ich auf meine zehnjährigen Erfahrungen mit Sexarbeiterinnen und Sexarbeitern zurück – weder in ihrer Sozialisation noch in ihrem Normen- und Wertesystem von anderen Menschen unterscheiden. Als »Hure« zu arbeiten heißt noch lange nicht, »Hure« zu sein. Es besteht ein großer Unterschied zwischen »Etwas-tun« (als Sexarbeiterin im Puff arbeiten) und »Etwas-sein« (lüstern, gierig, sexuell aktiv und interessiert).

Sexarbeiterinnen verstoßen von Berufs wegen gegen alle herrschenden und unverrückbaren Dogmen der weiblichen Sexualsozialisation.² Wen wundert es nun, dass für so massiv abweichendes Verhalten von Frauen eine Erklärung her muss? Die Erklärungen werden gerne, wissenschaftlich fundiert und untermauert, von Männern und Frauen interdisziplinär verbraten. Unterm Strich bleibt für Sexarbeiterinnen nur zu wählen zwischen der »Hure als psychischem, sozialem oder physischem Krüppel«.³

1 Siehe hierzu auch: Roberts, Nickie: Whores in History. Prostitution in Western Society, London 1992; Walker, Barbara G.: Das geheime Wissen der Frauen, München 1995

2 Siehe: Molloy, Cora: 007 – Licensed to fuck, in: Drößler, Christine (Hrsg.): Prostitution – Ein Handbuch, Marburg 1994, S. 28 ff.

3 Molloy, Cora, a.a.O., S. 30

Die Gleichsetzung von »als Hure in der Sexindustrie arbeiten« und »Hure sein« hat fatale Folgen für Sexarbeiterinnen und zwingt sie, ein Doppelleben mit all seinen fatalen Folgen zu führen.¹ Insbesondere Frauen tendieren dazu, die Erwerbstätigkeit einer Sexarbeiterin mit ihrem weiblichen Bewusstsein gleichzusetzen.²

Ich kann Ihnen aber versichern, dass sich das Normen- und Wertesystem von Frauen, die in der Sexindustrie ihrer bezahlten Arbeit nachgehen, indem sie sexuelle Dienstleistungen und nicht sich selbst mit Haut und Haaren verkaufen, auch in Bezug auf Sexualität nicht generell von dem anderer erwerbstätiger Frauen – Lehrerinnen, Ärztinnen, Verkäuferinnen, Psychologinnen etc. – unterscheidet, auch wenn die »soliden« Frauen das gerne so sehen.

Wichtig ist für unser Thema aber, dass die Arbeit in der Sexindustrie Nischen bietet, in denen Frauen und Männer Fleischeslust erleben können und nach Aussage weniger auch erleben.

Erfahrungsräume

»Die großen Hetären, von denen wir wissen, zeichneten sich durch Geist aus, und nur deshalb wissen wir von ihnen. Diese Art Ruhm

- 1 Siehe hierzu: Drößler, Christine: *Women at Work. Sexarbeit – Binnenmarkt und Emanzipation*, Marburg 1992; Drößler, Christine: *Prostitution – Ein Handbuch*; a.a.O.; Bundesministerium für Frauen und Jugend (Hrsg.): *Dokumentation zur rechtlichen und sozialen Situation von Prostituierten in der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1994; Delacoste, Frédérique / Alexander, Priscilla: *SexArbeit*, München 1989
- 2 Siehe hierzu die sehr interessanten Ausführungen von Primoratz, Igor: *Ist Prostitution verwerflich?* Und von Archard, David: *Käuflicher Sex: die moralische Dimension der Prostitution*, in: Honneth, Axel (Hrsg.): *Pathologien des Sozialen*, Frankfurt a.M. 1994, S. 260 ff.

blieb Rosemarie [Nitribitt, Frankfurter Sexarbeiterin in den 50er Jahren, C.D.] versagt. Sie vollbrachte etwas anderes, was sie der Erinnerung wert macht: in ihr verdichtete sich eine Epoche, eine vielleicht kurze Epoche derart, dass sie selbst zu einer Institution wurde, und zwar keineswegs in dem Sinn, wie ihn das ganze Gewerbe besitzt. Sie wurde die Nerzstola bestimmter Männer, und auch diese hat ja heute institutionellen Charakter. Die Redensart, die man zuweilen auf käufliche Frauen anwendet: sie verkaufen sich, mag zutreffen, wenn ein hübsches, aber armes Mädchen einen reichen, aber ungeliebten Mann heiratet. Auf Rosemarie und alle perfekten Huren trifft sie natürlich nicht zu. Diese denken gar nicht daran, sich zu verkaufen, sie verkaufen auch nicht ihren Körper, sie verkaufen einen Vorgang, bei dem sie sich langweilen, heute vielleicht weniger als früher, da sie Gelegenheit haben, währenddessen Radio zu hören. Aber dabeisein müssen sie.«¹

Die Ausführungen von Kuby bringen es auf den Punkt. Sex, der in der Sexindustrie als Dienstleistung nachgefragt und angeboten wird, ist in der Regel genauso phantasielos oder phantasievoll, sinnlich oder stumpf, geil oder ätzend, zärtlich oder gewaltsam, aufregend oder langweilig wie der Sex, der von Durchschnittsmännern und -frauen mehr oder weniger häufig privat praktiziert wird. Der gravierende Unterschied, den Sexarbeiterinnen und Arbeiter zwischen den sogenannten Soliden und sich selbst in Bezug auf Sexualität sehen, ist in der Regel, dass SexarbeiterInnen über ein größeres Repertoire an Sexualpraktiken und Techniken verfügen.

Allein der Beruf und die verschiedensten, wenn auch in der Regel eher gängigen, Sexualpraktiken, die Gäste und Kundinnen (ja, die gibt es auch) nachfragen, bringt es mit sich, dass Sexarbeitere-

1 Kuby, Erich: *Rosemarie*, Hamburg 1996

rInnen viel häufiger mit Körpern und Sexualität konfrontiert werden als andere Männer und Frauen. Hier eröffnen sich für Frauen, die Lust und Neugier an der eigenen Sexualität und Sinnlichkeit und auch an der eines anderen Menschen haben, Möglichkeiten – nämlich Raum, Zeit und Geld – des sinnlichen Erlebens.

Tabu

Auch in Kreisen der Sexindustrie und der Hurenbewegung war und ist es verpönt, über sinnliche Erfahrungen in der Sexarbeit zu sprechen. Gute Huren haben keinen Orgasmus mit einem Gast! Sexuelle Dienstleistungen, die in der Sexarbeit stattfinden, sind eben Dienstleistungen und sollen mit Gefühlen und der eigenen Befriedigung der Sexarbeiterin nichts zu tun haben. Auch in der Sexindustrie, wie auch zum Beispiel in Pflegeberufen, herrscht das Diktat der instrumentellen Arbeitseinstellung und des emotionalen Managements. Das Motto heißt: Abgrenzung!

Nur wenige Sexarbeiterinnen und Sexarbeiter geben als Motivation zur Berufsaufnahme in einem Bereich der stark diversifizierten Sexindustrie das Bedürfnis an, dort ihre Sexualität oder ihre sexuelle Neugier, ihre sinnlichen Bedürfnisse befriedigen zu wollen. Sie würden von ihren Kolleginnen und Kollegen auch sofort mindestens der Unprofessionalität bezichtigt. Elke beschreibt das sehr eingängig in ihrem Essay »Lust an der Prostitution«: » Nun geschah etwas Unbeschreibliches für mich. Ich spürte auf einmal Lust, ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte, ich konnte mich nicht richtig entspannen, aber auch nicht mehr richtig kontrollieren. [...] bis dann endlich der Orgasmus kam. Mein erster Orgasmus bei einem Freier, unglaublich war das für mich, aber es war so. Ich war so perplex, dass ich gleich mit meinen Kolleginnen über das Erlebnis sprechen musste.

Die reagierten so, dass ich mich dann selbst unter ihnen wie eine Exotin empfand. Eine ordentliche Hure lässt sich nicht von einem Freier befriedigen. Es schien mir unter den Kolleginnen schwierig zu sein, über Lust an der Prostitution zu sprechen und ich dachte, ich behalte weitere schöne Erlebnisse erst mal für mich. Nun begann eine Zeit, in der ich viele Experimente machen wollte. [...] Es gibt, wie schon gesagt, viele Dinge in der Prostitution, die Spaß machen und Lust mit sich bringen. Mittlerweile habe ich einige Huren kennengelernt, mich mit ihnen ausgetauscht und sie empfinden das Anschaffen ähnlich wie ich. Für mich ist Prostitution eben Berufung [...].«¹ Frauen und auch Männer wie Elke gibt es aber in der Realität durchaus, und mir sind eine Reihe von ihnen während meiner Arbeit in einer Hurenselbsthilfegruppe des Öfteren begegnet.

Nische

Vor allem sind es Männer und Frauen zwischen 35 und 40 Jahren, die die »Berufsberatung zur Tätigkeit in der Sexindustrie« im Hurenselbsthilfeverein aufgesucht haben, deren Motivation zur Tätigkeitsaufnahme in der Sexindustrie nicht der potentielle Verdienst, die angeblich so schnell und einfach zu machende Mark, sondern der Zugang zu Sexualität an sich ist. Insbesondere diesen Frauen war von vornherein klar, dass sie sich zugunsten ihres Sexuallebens, ihrer Sinnlichkeit, ihrer Wünsche und ihres Wohlbefindens auf ein ziemlich unkalkulierbares, zeitintensives und auch moralisch zumindest anrühiges Unterfangen einlassen.

1 Elke, in: Drößler, Christine: Prostitution – Ein Handbuch, a.a.O., S. 117 ff. Aussagen in dieser Richtung finden wir auch in dem sehr guten Buch von Knut Koch: Barfuß als Prinz – Zwei Leben, St. Gallen 1993

Diese Frauen sind für mich empirischer Beweis der These, dass Fleischeslust und Begehren ein Lernprozess sind, das gelungene Zusammengehen von Denken und Fühlen. Wie lange mag es wohl gedauert haben, bis diese Frauen in vollem Bewusstsein der Folgen, die eine Tätigkeit als Sexarbeiterin sozial für sie haben könnte, eine Nische zur Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen, ihrer Lust ausmachen konnten?

Allein der Schritt, sich Bedingungen zum Denken der Möglichkeit der Erfüllung leidenschaftlicher Wünsche und Begierden zu schaffen, als da wären: Raum, Zeit und Denken, setzt ein hohes Maß an Reflexion, Lust am Denken und Sinnesfreude und daran, beides miteinander zu verbinden, voraus. Den Zusammenhang zwischen dem Denken und Produzieren als Subjekt und Weiblichkeit als Produkt eines Lernprozesses stellt Heide-Marie Emmermann, ihrer Profession nach Domina in der Sexindustrie und diplomierte katholische Theologin, in ihrem Buch »Credo an Gott und sein Fleisch« (Hamburg, 1991) her. Sie beschreibt die Spannung und Spaltung zwischen Heiliger und Hure, erzählt von nie gekannter Leidenschaft und der Konfrontation mit ihren – sehr weiblichen – Begierden.

Natürlich sind diese Frauen die Ausnahme in der Sexindustrie, nicht nur aufgrund ihres Lebensalters, das sie zum Zeitpunkt ihrer Berufsaufnahme haben, sondern auch bezüglich ihrer Gründe, warum sie die hoch stigmatisierte Arbeit überhaupt aufnehmen. In der Beratung hat sich aber im Laufe eines Jahrzehnts meiner Tätigkeit gezeigt, dass immer mehr Frauen doch oft recht verzweifelt eben solche Nischen suchen und sie dann oft auch wirklich in einem Bereich der Sexindustrie finden.

Ich bin weit davon entfernt, Sexarbeit zu propagieren. Viel zu schlecht sind die Arbeitsbedingungen, viel zu schwerwiegend die

sozialen Konsequenzen und der individuelle Druck, der durch den Zwang zum Doppelleben entsteht. Aber es ist ermutigend angesichts der eingangs dargelegten defizitären lebensweltlichen Erfahrungsräume, dass es Nischen gibt, in denen Fleischeslust gelebt werden kann, auch wenn dieser Sinnengenuss und die Sinnesfreude mit einem hohen Preis bezahlt werden muss.

Über die Autorinnen

Vera Moser

Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin, zur Zeit Wissenschaftliche Assistentin an der J.W. Goethe-Universität Frankfurt; Veröffentlichung u.a. mit Barbara Rendtorff: *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft*, Opladen 1999

Marlene Riedel

1972 in Frankfurt geboren und zur Schule gegangen. Seit 1993 im Umfeld der Grünen aktiv (zuerst beim Grünen Jugendstammtisch Frankfurt) – Parteimitglied wohl seit 1995. Während des Studiums in der Studentischen Selbstverwaltung engagiert (AStA-Vorsitzende und Referentin für Hochschulpolitik). Momentan Stadtverordnete mit den politischen Schwerpunkten Frauen und Schule und in der Schlußphase des Examens (Deutsch und Geschichte; Lehramt an Gymnasien).

Sonja Buckel

Politologin, z.Zt. Studium der Rechtswissenschaft, arbeitet als Anwaltsgehilfin. Herausgeberin des »diskus«.

Barbara Rendtorff

Privatdozentin für Erziehungswissenschaft, zur Zeit Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten; Mitbegründerin und langjährige Mitarbeiterin der Frankfurter Frauenschule; Veröffentlichungen u.a.: *Geschlecht und Kindheit* (Materialienband 17); *Geschlecht und Symbolische Kastration, Über Körper, Matrix, Tod und Wissen* (Königstein/Taunus 1996); *Geschlecht und différance. Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung* (Königstein/Taunus 1998).

Barbara Köster

Soziologin und Psychologin, langjährige Mitarbeiterin der Frankfurter Frauenschule. Interessenschwerpunkte: französische Psychoanalyse und die historische Konstitution der innerpsychischen Welt.

Christine Drößler

Jahrgang 1960, Diplom-Soziologin, von 1990 bis 1999 als Soziologin und von 1995 bis 1999 als Geschäftsführerin bei dem Verein »HWG e.V. – Verein zur Förderung der Information und Kommunikation zwischen weiblichen Prostituierten« in Frankfurt am Main beschäftigt. Expertin für Prostitutions- und Sexualitätsfragen quer durch die Diskurse. Menschenrechtlerin, seit Januar 1999 1. Vorsitzende der »Lobby für Menschenrechte e.V.«, Mitarbeiterin im Wochenendnotdienst des Kinderbüros Frankfurt und ehrenamtliche Mitarbeiterin an der Frankfurter Frauenschule, Projekt »Mädchenschule«.

Die Reihe »Materialienband« (lieferbare Titel)

Band 1

Christel Eckart: Töchter in der »waterlosen Gesellschaft«. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie / Ulrike Schmauch: Entdämonisierung der Männer – eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung? / Dörthe Jung: Körper-Macht-Spiele. Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen / Ulrike Teubner: Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen – oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken / Barbara Rendtorff: Macht und Ohnmacht – Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern.

Band 2

Käthe Trettnin: Über das Suspekte am neuen Ethik-Interesse: Anmerkungen zu Luce Irigaray / Mechthild Zeul: Warum war »Kramer gegen Kramer« ein Publikumserfolg? Versuch einer psychoanalytischen Deutung / Ulrike Prokop: Die Freundschaft zwischen Katharina Elisabeth Goethe und Bettina Brentano – Aspekte weiblicher Tradition / Barbara Köster: Weiblicher Masochismus.

Band 3

Ulrike Schmauch: Frauenbewegung und Psychoanalyse – öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung / Karin Windaus-Walser: Antisemitismus – eine Männerkrankheit?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus / Heide Moldenhauer: Frauen und Architektur / Barbara Rendtorff: Der gute Mensch Frau – zum Wesen und Unwesen von Frauen und unserer frauenbewegten Ideologie / Ellen Reinke: Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überlegungen zum Abwehrmodus der »altruistischen Abtretung«. Minni Tipp und Anna Freud gewidmet.

Band 4

Regina Dackweiler: »Dienende Herzen« – Schriftstellerinnen des Nationalsozialismus / Mechthild Zeul: Der Abwehrcharakter des Penisneids und seine Bedeutung für das sexuelle und soziale Verhalten der Frau: ein klinischer Beitrag / Barbara Holland-Cunz: Reform – Revolution – Wandel. Transformationsvorstellungen in der feministischen Theorie / Gisela Wülfing: In der Wildnis der Differenz – ohne gesichertes Hinterland / Pia Schmid: Säugling-Seide-Siff. Frauenleben in Berlin um 1800.

Band 5: Vorträge von Luisa Muraro

Der Begriff der weiblichen Genealogie / Die symbolische Ordnung der Mutter / Die Passion der Geschlechterdifferenz (zur italienisch-deutschen Tagung vom Nov. 1989). NEUAUFLAGE in Planung (Vorbestellungen bitte an den Ulrike Helmer Verlag)

Band 6: Genealogie und Traditionen

Vorträge aus der Frauen-Sommerwoche 1989 u.a.: Luce Irigaray: Das vergessene Geheimnis weiblicher Genealogien / Edith Seifert: Zur Frage der psychischen Geschlechtergenealogie / Marianne Schuller: Wie entsteht weibliche Freiheit? / Alexandra Pätzold:

An der Grenze von Physis und Metaphysik / Eva Meyer: Die Autobiographie der Schrift / Gerburg Treusch-Dieter: Das Kästchenproblem. Zum Psyche-Mythos bei Freud.

Band 8: Nationalsozialismus / Nationalismus

Beiträge zur Tagung »Prägende Weiblichkeitsentwürfe des Nationalsozialismus« vom März 1988 und zur Tagung »Nationalismus« vom März 1989: Elisabeth Brainin/Marieta Zeug: Arisch ist der Zopf – Jüdisch ist der Bubikopf / Liliane Crips: Die Inszenierung der Weiblichkeit in der NS-Gesellschaft: Deutsche Mutter versus Dame von Welt / Rotraut DeClerck: Zum Verständnis des Nationalismus aus der Sicht Kleinianischer Theorie / Ewa Kobylinska: Der polnische Nationalismus – seine Stärke und Schwäche / Ingeborg Nordmann: Hannah Arendt zum Verhältnis von Nation und Demokratie.

Band 9: Der feministische Blick auf die Sucht

Beiträge zur Tagung »Der feministische Blick auf die Sucht« vom Mai 1990: Christa Appel: Dry out the world – Frauen-Strategien im Kampf gegen die Alkoholgefahren im 19. Jhd. / Ulrike Kreyszig: Drogenpolitik – Frauenpolitik – feministische Politik / Barbara Krebs: Eßstörungen und einige Probleme bei der Entwicklung des weiblichen Körper-Ichs / Irmgard Vogt: Frauen, Sucht und Emanzipation: Selbstbilder und Fremdbilder / Carmen Walcker-Mayer: Mittäterschaft in der Beratungssituation / Cornelia Helfferich: Neue Mythen oder alte Beliebigkeiten oder ...?

Band 10: Körper-Bild-Sprache

Beiträge aus der Frauen-Sommer-Woche 1990 und der Tagung »Die Figur der Mutter: Marie-Claire Boons: Exil in der Liebe / Camille Lacoste-Dujardin: Darstellungen der Mutterschaft im Maghreb / Christa Rohde-Dachser: Das Bild der Mutter in der Psychoanalyse / Gisela Ecker: »Die unvergängliche Milch«: Weiblichkeitsimaginationen und die Figur der archaischen Mutter / Hanne Seitz: Zur Dekonstruktion des Körperbildes in der Bewegung.

Band 11: Suchbilder – Trugbilder

Beiträge aus der Frauen-Sommer-Woche '91 und der Tagung »Das Bild des Vaters: Ilse Modelmog: Formloses und Form. Von Göttinnen, intriganten Weibsbildern und weiblichen Monstern / Chris Weedon: Poststrukturalismus und Feminismus / Barbara Rendtorff: Kleine Mädchen – Körper und Sprache / Christel Eckart: Suchbild Vater. Interpretationen des Tochter-Vater-Verhältnisses aus der Sicht der Töchter / Elfriede Löchel: »Wie findet sie den Weg zum Vater?« Geschichte(n) zu Vatermord und Geschlecht / Mona Singer: Über die Moral und die Grenzen des Verstehens.

Band 12: Drogenkonsum und Kontrolle

Vorträge der Tagung »Der feministische Blick auf die Sucht II« im März '92 von: Christa Appel: Einmal süchtig – immer süchtig?! / Christine Heinrichs: Warum nehmen Sie eigentlich keine Drogen? / Claudia Dieckmann: Maßlosigkeit und Maßhalten in der Arbeit mit Frauen / Irmgard Vogt: Beraterinnen im Konflikt / Margit Brückner:

Grenzgänge zwischen Sozialarbeit und Therapie / Birgit Moos-Hofius: Selbstregulation und Selbstkontrolle.

Band 13: Gewalt und Gesetz: Über die nicht-gelungene Zivilisierung der Gesellschaft

Vorträge aus der Tagung »Zur Lage der Nation« 1992 und »Über das Ende einer Illusion« 1993: Marie-Josèphe Dharvernas: Les Dents de la Mer (Die gezahnte Vagina) / Sabine Gürtler: Die Gewalt des Selben und die Macht des Anderen / Barbara Köster: Die Brüderhorde / Ingeborg Nordmann: Über das Gewalttätige am Opferdiskurs / Edith Seifert: Fremdenhaß und Aggressivität in psychoanalytischer Sicht.

Band 14: Zur Krise der Kategorien Frau – Lesbe – Geschlecht (Doppelband)

Vorträge aus der Tagung »daß es die eine Wahrheit nicht gibt – Die Kategorie »Lesbe« im Netz der Diskurse« 1993 und der Frauen-Sommerwoche 1994: Rosi Braidotti: Gender und Post-Gender: Die Zukunft einer Illusion? / Barbara Duden: Beschämend oder empörend? Überlegungen zum Urteilspruch zu 218. / Karin Flaake: Zwischen Idealisierung und Entwertung. Homo- und Heterosexualität aus psychoanalytischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive. / Monika Gutheil: »daß es die eine Wahrheit nicht gibt.« Zur Kategorie »Lesbe« im feministischen Diskurs. / Sabine Hark: »Jenseits« der Lesben-Nation? Die Dezentrierung lesbisch-feministischer Identität. / Claudia John: Psychoanalyse und weibliche Homosexualität. / Susanne Möbuß: Weiblichkeitsdefinitionen der Mystikerinnen im Mittelalter. / Judith Butler: Unter Feministinnen: »The Trouble with Gender«. Interview mit Rosi Braidotti.

Band 15: Materialität – Körper – Geschlecht

Vorträge aus der Tagung »Materialität – Körper – Geschlecht« und der Tagung »Formen weiblicher Befreiungswünsche in der islamischen Welt und in der westlich-christlichen Kultur« (beide fanden statt im Mai 1995): Barbara Rendtorff: Geschlecht und Bedeutung – Über Verleugnung und Rückeroberung von Körper und Differenz / Marie-Luise Angerer: A Delirious Resurrection, Körper – Technologien – Geschlecht. / Mona Singer: Konstruktion, Wissenschaft und Geschlecht. / Waltraud Göller: Trauer, Lachen und Anderes. / Sigrid Scheifele: Sinnlichkeit und Emanzipation. Überlegungen zur Attraktivität islamistischer Gruppen für Frauen.

Band 16: Gleichheit – Freiheit – Differenz

Vorträge aus der Tagung »Frauenöffentlichkeiten – Frauen in der Öffentlichkeit« und aus der Sommerwoche 1996. Geneviève Fraisse: Zwischen Gleichheit und Freiheit / Eva Waniek: Weiblicher Textkörper. Zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht / Barbara Rendtorff: Das Ich ist nicht das Ich – oder: Der Preis der Freiheit, auch der Frauen / Karin S. Amos: Professionalität und weibliche Identität. Strukturen von Frauenöffentlichkeit amerikanischer Wissenschaftlerinnen in historischer Perspek-

tive / Ingeborg Nordmann: Weibliche Öffentlichkeit – über die Problematik einer Kategorie. Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

Band 17: Geschlecht und Kindheit

Mit Beiträgen aus der Veranstaltungsreihe »Fortbildungen für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter«, die von Monika Gutheil und Barbara Rendtorff seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wird.

Band 18: Anpassung und Dissidenz

Die Frage nach der privaten und politischen Identität als Frau hört nicht auf, sich zu stellen. Frauen schwanken zwischen dem Bemühen, durch teuer erkaufte Anpassungsleistungen ihre gleiche Berechtigung und Befähigung zur Teilnahme am allgemeinen öffentlichen Machtspiel zu beweisen, und der dissidenten Haltung des »aktiven« Abweichens. Doch reichen beide Strategien letztlich nicht aus, um den Wunsch nach einem weiblichen Subjektstatus, einer sicheren Position im Geschlechterverhältnis Raum und Realität zu verschaffen ...

Band 19: Verführungen und Verfügungen

Die schillernde Bandbreite zwischen Geschlechterverhältnis und Gewalt ist Thema dieses Bandes. Inzestuöse Übergriffe in der Familie, Folgen der Aufdeckung, Strafanzeige ja oder nein – in der Spannung zwischen solcherart teleskopischen Perspektiven einerseits und eher spekulativen Fragestellungen zum Motiv der Gewalt, zu Manien, Sessucht, Tod auf der anderen Seite manifestiert sich ein deutliches Bild vom Stand unseres Wissens über Geschlecht, Körper und Sexualität.

Band 20: Über das Hervorbringen

Band 20 unterstreicht die Kontinuität unseres Anspruchs, zur Weiterentwicklung der feministischen Theorie beizutragen. So hat er denn auch das Hervorbringen zum Thema. Astrid Nettlein: Sinn für Übergänge / Gisela Jürgens: Vom Genius der Frauen zur Originalität ihrer Werke / Andrea Jahn: »The Making of Louise Bourgeois« / Isabelle Azoulay: Von Kühen und Weibern / Christine Borer: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie.

Band 21: Frauen-Arbeit: Entfremdung und Freiheit

Band 21, mitherausgegeben von Gisela Jürgens, enthält Reflexionen, überwiegend aus Italien, zum Thema Frauenarbeit: Lia Cigarini/Maria Marangelli: Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen / Gisela Jürgens: Die gleichen Dinge auf verschiedene Weise tun / Luisa Muraro: Anfangen, die Wahrheit zu sagen / Lia Cigarini: Über die politische Respräsentation der Frauen / Luisa Muraro: Das Spiel ändern, u.a.m.

Bestellung der Bd. 1–15 an die Frankfurter Frauenschule, Hohenstaufenstr. 8, D-60327 Frankfurt am Main

Hiermit bestelle ich aus der Reihe »Materialienband« Band Nr.
gegen Rechnung.

Name:

Adresse:

Datum und Unterschrift:

Bestellungen ab Bd. 16 und Abonnement-Bestellung an: Ulrike Helmer Verlag, Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus

Hiermit bestelle ich aus der Reihe »Materialienband« Band Nr.
gegen Rechnung.

Hiermit bestelle ich die Reihe »Materialienband« (je 2 Bände) ab Nr.

— zum Abonnement von DM 36,00 DM inklusive Versand

— zum Förderabonnement von DM 56,00 DM inklusive Versand

Das Abonnement verlängert sich automatisch, sofern es nicht schriftlich gekündigt wird.

Name:

Adresse:

Datum und Unterschrift:

Ulrike Helmer Verlag, Konto: Postbank Frankfurt (BLZ 500 100 60) 468 121-606